N12<524363845 021
ubTÜBINGEN

C. DISQUÉ NACHF. (E. KAPP)
BUCHBINDEREI & PAPIERHANDLUNG
TÜBINGEN

1922 verloffen

Jahrbuch der Luther-Gesellschaft 1923

Flugschriften der Luther-Gesellschaft

Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig

1. Knolle, Allerlei Regierungsweisheiten aus Dr. Martin Luthers Auslegung des 101. Psalms . . . . . 0,20 M.
2. Jordan, Luther und der Bann . . . . . 0,40 M.
3. Boehmer, Luther und der 10. Dezember 1520 . . . . . 0,40 M.
4. Jordan, Luther und der Reichstag zu Worms . . . . . 0,30 M.

Verlag der Luther-Gesellschaft, Wittenberg

5. Knolle, Luther und die Bilderstürmer . . . . . 0,15 M.
6. Scheel, Die nationale und übernationale Bedeutung Dr. Martin Luthers . . . . . 0,20 M.
7. Reichert, Dr. Martin Luthers September-Testament . . 0,15 M.
8. Soederblom, Christliche Lebens- und Arbeitsgemeinschaft (Kircheneinheit im Sinne Luthers) . . . . . 0,20 M.

*

Jahrbücher der Luther-Gesellschaft

Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig

1. Luther-Jahrbuch 1919 . . . . . 1,20 M.
   Luther, Die Bedeutung Martin Luthers; Eucken, Luther und die geistige Erneuerung unseres Volkes; Berger, Luther und der deutsche Staatsgedanke; Clemen, Gedichte auf Luthers Tod; Boehmer, Luther in Vaterhaus, Vaterstadt und Vaterland; Kroker, Luthers Tischreden als geschichtliche Quelle; Jordan, Aus den Sammlungen der Luther-Halle.
2. Luther-Jahrbuch 1920/21 . . . . . 1,20 M.
   Boehmer, Luther und der 10. Dezember 1520; Hirsch, Luther und Nietzsche; Jordan, Zur Geschichte des Luther-Hauses nach 1564. I. Die Luther-Wohnstube.

*

Die Preise sind Grundpreise, die mit der jeweiligen Schlüsselzahl zu vervielfältigen sind.

Luther-Jahrbuch

Jahrbuch der Luther-Gesellschaft

Herausgegeben von

Professor D. J. Jordan, Wittenberg

Jahrgang V 1923

Verlag der Luther-Gesellschaft
Wittenberg

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

Gedruckt von Herrosé & Ziemsen GmbH. & Co., Wittenberg

Gh 5225 6

Zum Geleit

ankbaren Herzens legen wir den fünften Jahrgang des Luther-Jahrbuches unseren Freunden vor. Denn daß wir trotz der ungeheuren Preissteigerungen dennoch haben drucken können, verdanken wir einmal der Treue und Opferwilligkeit der Mitglieder der Luther-Gesellschaft, die durch ihren Vorstand zu einer sehr wesentlichen Erhöhung der Jahresbeiträge sich verpflichtet haben, und sodann der tatkräftigen Unterstützung durch die „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft", die selbst durch einen größeren Beitrag zu den Druckkosten uns Mut gemacht hat, unser Jahrbuch fortzusetzen.

Allerdings haben wir der furchtbaren Geldentwertung doch insofern Rechnung tragen müssen, als wir die dringend nötige Veröffentlichung über die Geschichte der Sammlungen der Luther-Halle haben zurückstellen müssen; nicht einmal den ersten Teil können wir bringen. Auch auf die bisherige reichere Bildausstattung des Jahrbuches haben wir verzichten müssen.

Umsomehr hoffen wir durch das, was wir sowohl in der Wertung der Lutherschen Bibelübersetzung, sonderlich des Septembertestaments, wie in den Beiträgen zur Geschichte Ulrichs von Hutten bieten, nicht Unwichtiges zur Geschichte der Reformation und des Reformators darreichen zu können.

Wittenberg, am Todestage D. Martin Luthers

J. Jordan

Inhaltsverzeichnis

Seite

Zum Geleit III

Roethe, Gustav, Dr. Geh. Reg.-Rat, Universitätsprofessor, Charlottenburg: Luthers Septemberbibel[1] I

Kalkoff, Paul, D. Dr. Professor, Breslau: Der geschichtliche Ulrich von Hutten in seinem Verhältnis zu Luther 22

Delekat, Hedwig, geb. Bickel, Priebus (Kr. Sagan): Ulrich von Huttens Charakter und Bedeutung im Lichte seiner inneren Entwicklung 56

---

[1] Vortrag auf der Hauptversammlung der Luther-Gesellschaft in Erfurt, 12. September 1922

Luthers Septemberbibel Von Gustav Roethe

Ein Ereignis ohnegleichen vollzog sich für die deutsche Geistes- und Sprachgeschichte, als vor nunmehr vierhundert Jahren das Neue Testament in Luthers deutschem Kleide vor die deutsche Welt trat. Nur eine Übersetzung — und doch: wir stehn an der Pforte der neuen deutschen Zeit. Nicht das war das entscheidende, daß Luther die Laien zur Mitarbeit aufrief an seinem Kampfe gegen die römischen Irrlehren, indem er ihnen das Werk zugänglich machte, das ihm die einzig reine Quelle religiöser Erkenntnis war. Wir dürfen die Paradoxie wagen: diese Übersetzung steht bahnbrechend am Eingang der selbständigen deutschen Kunstprosa. Und sie ward der gemeinsame Schatz des deutschen Hauses, ein Schatz, dessen köstlichen, vereinenden Wert wir heute, da das deutsche Haus, die deutsche Familie zerfällt, mit bewunderndem Schmerz ermessen, trauernd, wie um ein verlorenes Jugendglück. Es ist das Kennzeichen der wahrhaft Großen, daß ihre Gestalt sich in Dunkel und Not immer größer, immer lebensvoller heraushebt. In den hoffnungsarmen, verzweifelten Kämpfen der Gegenwart fühlen wir mit geschärftem Empfinden, welch ein Schutzgeist uns Deutschen einst in dem Doktor Luther beschert war. Noch heute steht er vor uns, liebend und zürnend, mit erhobener Hand; noch heute strömen von dem gewaltigen Manne belebende Kräfte in unser trübes, mattes Blut. Der blitzende Meißel aber, mit dem er sein großes Werk, den neuen Deutschen, schuf, war die deutsche Bibel. Sie vor allem bereitete den Boden, auf dem das Reich des großen Preußenkönigs erwuchs, den Boden, der Aufklärung, Klassiker und Romantiker trug, auf dem die Blüte deutscher Wissenschaft sich entfaltete. Wird der große Kämpfer und sein heiliges Buch uns heute im Stich lassen?

Die katholische Kirche triumphiert. In allen germanischen und protestantischen Ländern zeigt sie unheimliche Fortschritte, und im Deutschen Reich, das sie politisch beherrscht, tritt sie mit einer Siegesgewißheit auf, der der Zerfall des Protestantismus nur noch eine Frage kurzer Zeit ist; schon erschallt die übermütige Prophezeiung, in fünfzig Jahren werde

es nur noch eine christliche Kirche Deutschlands geben. Der Protestantismus, die eigentümlich germanische Form des Christentums, wird durch seinen Individualismus, diese deutsche Erbtugend, dieses deutsche Erblaster, in seiner Widerstandskraft schwer gelähmt. Die undeutschen Mächte der glaubenslosen Sozialdemokratie und des internationalen Judentums sind der römischen Kirche vorläufig viel weniger gefährlich als dem kerndeutschen Luthertum. Dem gemeinsamen Ansturm steht einheitliche Abwehr nicht entgegen. Und doch gilt es hohen Einsatz. Gelingt es, den Protestantismus aus dem deutschen Herzen, dem deutschen Leben zu reißen, dann ist es auch mit Preußens, mit Deutschlands Eigenweg auf absehbare Zeit vorüber. Es ist kein Zufall, daß seit dem 16. Jahrhundert nahezu ausnahmslos alle führenden, wahrhaft produktiven Geister Deutschlands, abgesehen etwa von wenigen großen Musikern, aus den Reihen des Protestantismus hervorgingen. Daß Freiheit Selbstzucht sei, daß Arbeit einen freudigen Gottesdienst und das Köstlichste des Lebens bedeute, das sind deutsche Erkenntnisse, die uns aus Luthers Lehre, Vorbild, Geistesmacht emporstiegen.

Im vorigen Jahre ergriff uns die Kämpfergestalt, die zu Worms vor Kaiser und Reich unerschüttert auf ihrer Überzeugung beharrte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen!"; ein Eindruck doppelt gewaltig in Tagen, wo der Männerstolz vor Gasse und Masse so kläglich versagt. Heute aber denken wir der stillen Wartburgarbeit, da dem Gottesmann in der Region der Vögel, wo ihm die wüste Welt unter dem Rauch der Kohlenmeiler versinkt, der unruhvolle Drang ungeheurer Produktionskraft sich zu innerer Sammlung verklärt. Dem Tathungrigen ward es schwer, die beschauliche Muße der Waldesruhe zu ertragen: otiosissimus und negotiosissimus hat er unter den Anfechtungen des Erzfeindes um so schwerer zu leiden, je schärfer die Stille der Wartburg von den ungeheuerlichen Anspannungen und Erregungen der letzten Monate sich abhob. Aber aus dieser Ruhe erwächst doch die große Aufgabe, die sein ganzes übriges Leben nicht mehr losläßt.

Der Mönch Luther ward in der üblichen Klostererziehung zwar mit einer Fülle von Bibelstücken aus Perikopen und Plenarien und anderen

Hilfsmitteln religiöser Erziehung wohl vertraut; aber als Ganzes hatte die Heilige Schrift ihn nicht berührt. Erst durch die Humanisten, die sich hier mit älteren Kirchenlehrern, wie dem für Luther so bedeutungsvollen William von Occam, trafen, erkennt er allmählich die Notwendigkeit, die biblischen Schriften als eine durch Gottes Willen und durch geschichtliches Werden zusammengewachsene Einheit zu erfassen und zu würdigen. Und er ist erstaunt, wie sich ihm die Bibel, recht geschaut, als das einfachste Buch darstellt. Sie rückt für den Professor, der in Wittenberg gerade die Erklärung der Heiligen Schrift zu vertreten hat, in den Mittelpunkt seiner Arbeit und Lehre: als in ihm der Plan erstand, Gottes Wort ins Deutsche zu übertragen, da war er durch seinen akademischen Beruf besonders gut dafür gerüstet. Es scheint, daß ein kurzer Besuch in Wittenberg, den er von der Wartburg aus wagte, den Entschluß zur Reise brachte.

Der Zeitpunkt überrascht. Eben hatte die Schwarmgeisterei zu toben begonnen, die als geiles Unkraut inmitten des reformatorischen Weizens emporschoß und das Gotteswort wohl auch mißbrauchte, um das Himmelreich auf Erden zu predigen, das in sattem und gutem Essen gipfelte. Eben begannen die halbgebildeten Sektierer zu lärmen, die sich selbst als Sendboten des Herrn in himmlischer Herrlichkeit auf den Thronen der Erzengel erblickten. Für ihre zeternden Offenbarungen beriefen sie sich mit Vorliebe auf die Heilige Schrift. Gaben solche Ausschreitungen der alten Kirche nicht recht, wenn sie die Bibel den Laien möglichst vorenthielt? Luther ließ sich nicht irremachen. Mit dem Stolz des Dr. Sacrae Scripturae wies er die Überhebung der Laienpropheten und den tobenden Übereifer der Bilderstürmer und Aufrührer zurück; mit schonungsloser Schärfe sprach er der Masse, dem „Herrn Omnes", das Recht zur Selbsthilfe ab, vertrat er Recht und Pflicht der geistlichen und weltlichen Obrigkeit, auf Ordnung zu halten. Aber zugleich war er der tiefen, fast mystischen Überzeugung, daß das Schwert, das die Wunde schlug, sie auch heilen werde. Die Bibel, in der zuverlässigen deutschen Fassung, die sich aus eindringendem, gelehrtem Verständnis ergab, ins Weite getragen, schien ihm das beste Schutzmittel gegen sektiererischen Wahn. Der Wittenberger Professor fühlte in sich die Kraft,

die ganze Nation zum Auditorium seiner Bibeldeutung zu machen, und die kirchlichen Unruhen beschleunigen das mutige Werk, das Gottes Wort, die Grundlage des evangelischen Christentums, aus dem Halbdunkel klerikalen Geheimbesitzes in das helle Licht gemeinsamen christlichen Erlebens rücken sollte.

Mehr und mehr mildert die Stille seines Pathmos die heiße Glut des Feuergeistes zu gesammeltem Ernst und tiefer Freudigkeit. Ein unbewußter, sicherer Formsinn gehört zu Luthers Genialität; ihn verleugnet auch die urwüchsige Lebensfrische seiner Flugschriften nicht, obgleich sie so und so oft mit nasser Tinte ungeprüft vom Schreibpult in die Druckerei wanderten. Jetzt aber, auf der Wartburg, der unruhigen Geschäftigkeit des Tages entrückt, vor der heiligsten Aufgabe, wird jener Formsinn bewußt und entwickelt sich zu einer menschlich und künstlerisch einfühlenden Formgebung, zu einer innigen und geduldigen Hingabe an den zu übertragenden Text. Luther lernt, sich Zeit zu lassen. Es ging immer noch unbegreiflich schnell: ist es nicht wie ein Wunder, daß der erste Wurf des Neuen Testaments, eben unsere Septemberbibel, ein schlanker, aber doch stattlicher Foliant, in höchstens zehn Wochen, vielleicht noch schneller, gelang? Aber Luther wußte vorher, daß dies erst der Anfang sei. Die Arbeit an der Bibel hat sein ganzes Leben erfüllt. Schon die zweite Ausgabe des Neuen Testaments, die Dezemberbibel desselben Jahres, weist, zwei Monate später, ein halbes Tausend ernstlicher Besserungen auf.

Was heißt übersetzen? Eine Übertragung des Neuen Testaments steht am Anfang des gesamten germanischen Schrifttums, in ihrer Art eine gewaltige Tat, deren Schöpfer obendrein alle und jede Voraussetzung schriftlicher Wiedergabe bis zu dem Alphabet aus dem gröbsten heraushauen mußte. Aber der Westgotenbischof Wulfila strebte, halb aus Ehrfurcht vor dem göttlichen Text, halb aus der Unfreiheit einer völlig unliterarischen Sprache heraus, nach einer wörtlich genauen Nachbildung der griechischen Vorlage; auch den griechischen Satzbau verläßt er nur im Notfall: ein Glück, daß der griechische Text dem gotischen Sprachgeist nicht allzuferne stand. Noch ängstlicher schmiegten sich oft die deutschen Übertragungen des Mittelalters an die lateinische Vulgata,

vom althochdeutschen Tatian bis zu der gedruckten Bibel des 15. Jahrhunderts, und es entstanden dabei Fügungen, die ohne die Vorlage zuweilen kaum zu verstehen sind: für Laien waren sie schwerlich berechnet, den Geistlichen mögen sie gerade durch ihre undeutsche Übertreue manche Hilfe geleistet haben. Auf anderen Bahnen schreiten Notkers Psalmen, Willirams Hohes Lied: hier weicht die Treue der ausdeutenden Umschreibung, und in den gepflegten deutschen Stil wird gleich funkelnden Edelsteinen der Schmuck lateinischer Worte eingefügt, die aus der deutschen Wirklichkeit auf die Höhen und in die Tiefen schauender Allegorie und göttlicher Geheimnisse weisen. Der Humanismus des 15. Jahrhunderts, den Vorgängern an Sprachkenntnis und kühler Korrektheit überlegen, war doch zu tief davon durchdrungen, daß lateinische Grammatik und Rhetorik gemeingültig sei; was das Latein schmückte, schien den meisten humanistischen Übersetzern auch edelste deutsche Zier. Eine mit deutscher Freiheit umgestaltende Bearbeitung, wie sie Albrecht von Eyb Plautinischen Lustspielen gegenüber wagte, fällt aus der humanistischen Art heraus, durfte aber in ihrem weltlichen Alltagsrealismus sorgloser sich gehaben, als das dem Übersetzer heiliger Schriften gestattet war. Die großen und kleinen mittelhochdeutschen Epiker, die französische Ritterromane in deutsche Verse umgossen, haben dabei oft ganz neue Dichtungen geschaffen, deren Psychologie und Ethik sich von den Quellen himmelweit entfernte. Treuer schlossen sich die adligen Prosaromane des 15. Jahrhunderts an ihre französischen Vorlagen an; doch haben sie es weder zur Einfühlung in die fremde Manier noch zum eignen Stil gebracht. Erst die Meisterübersetzer unserer Romantik und ihre Nachfahren, voran August Wilhelm Schlegel in seiner Shakespeare-Übertragung, verfolgen mit Klarheit und Glück das Ziel, dem Original ebendadurch ganz treu zu bleiben, daß sie es aus deutschem Sprachgeist heraus neu gebären; sie überwinden die sklavische Gebundenheit der mittelalterlichen deutschen Bibeln ebenso wie die spielende oder neu bauende Willkür der meisten höfischen Epiker. Dieser Meisterschaft einer hochkultivierten künstlerischen Bildung war Luthers ursprüngliche Genialität um Jahrhunderte zuvorgekommen, und niemand hat ihn auf seinen Pfaden überholt.

Luthers Übersetzergröße verstand es, gewissenhafte Wort- und Sinnestreue mit der Tiefe des inneren Erlebens, der persönlichen religiösen Erfahrung zu durchdringen. Erst diese doppelte Wahrhaftigkeit erklärt die dauernde Macht der Lutherischen Bibel. Sie ist nicht die stilstrenge Wiedergabe nach Ort und Zeit weit entfernter Schriften; in ihr sprudelt das kräftige Miterleben religiöser Leidenschaft. Luther selbst hat es so erklärt, daß sich ein beständiger Fortschritt und Wandel in seiner Übersetzungsarbeit vollzog: er erfuhr die göttlichen Wahrheiten in sich immer neu, erfuhr sie mit jener affektvollen Energie, die seiner Kraftnatur entsprach, lange, ehe das eigentliche Jahrhundert des literarischen Affekts angebrochen war. Diese urechte Seelentreue bedeutete weit mehr als buchstäbliche Genauigkeit. Sie durchschüttert den empfänglichen Leser so, daß auch er miterlebt, und daß er also Teil gewinnt an Gott.

Wie der Humanist Erasmus, so hielt auch der Theologe Luther die Bibel, schlicht als Ganzes betrachtet, für durchaus wohlverständlich; ihm gab es „auf Erden kein klarer Buch". In seiner Reife verschmähte er grundsätzlich und ausdrücklich jene vierfache Deutungsweise des Mittelalters, die den Wortlaut der Bibel nicht nur verbaliter, sondern auch moraliter, allegorice, mystice um- und ausdeutete, um ihr unerhörte Geheimnisse zu entlocken. Noch als Mönch hatte er seine Freude an allerlei allegorischem Scharfsinn gehabt. Der Professor verschmäht es, der Schrift aus solcher Vieldeutigkeit eine wächserne Nase zu drehen, und er sucht vor allem den buchstäblichen Schriftsinn streng zu erfassen; daß er ihn nur aus dem griechischen oder hebräischen Original gewinnen konnte, darüber war er sich klar, und in diesem gewissenhaften Zurückgehen auf die Quellen offenbart sich besonders deutlich die humanistische Luft, die er zu Erfurt eingeatmet hat, in der Universitätsstadt der „Poeten". Früh enthüllte sich ihm, daß schwere papistische Irrlehren, wie der Marienkult, eine Hauptstütze gerade in Übersetzungsfehlern der Vulgata hatten. Demgegenüber gab es nur ein Heil: die Erklärung und Deutung der Heiligen Schrift aus sich selbst, aus ihrem echten originalen Wortlaut. Der Satz „sacra scriptura sui ipsius interpres", die Überzeugung, daß die Schrift sich selbst ausreichend erkläre, steht im Mittelpunkt seiner Bibelarbeit, und auch das ist ein gesunder, echt philologischer Grund-

satz, dessen Durchführung das Netz von Parallelen, Verweisen, Beziehungen erleichterte, das seit Jahrhunderten die Bibel überspann, und das Luther nun wieder in seiner Weise schlichtete und bereicherte.

Zugrunde lag jener Methode die Überzeugung, daß die Bibel nicht ein zufälliges Konglomerat verschiedenartiger Bücher, sondern vielmehr eine innere Einheit darstelle, die es nicht nur gestatte, sondern selbst fordere, daß ein Teil aus dem andern verstanden werde. Wir wissen, daß Luthers Voraussetzung nicht zutrifft, daß er den Glauben an die biblische Einheitlichkeit mindestens übertrieb. Das nötigte ihn, die Selbstgerechtigkeit des Psalmisten mit der christlichen Demut der Paulinischen Briefe per tropologiam zu versöhnen: es hat seinen guten Grund, daß er zuerst von den Psalmen die Bußpsalmen übertragen hat, in denen jener Widerspruch am wenigsten hervortrat. Um der geistlichen Einheit willen mußte Luther auch die schwüle Liebeslyrik des Hohenliedes dem Fleischlichen entrücken. Aber er war doch gegen die Wertunterschiede der biblischen Bücher nichts weniger als blind: es ist bekannt, daß er Hebräerbrief, Jakobusbrief, Offenbarung weit niedriger stellte als die übrigen Schriften des Neuen Bundes. Und weiter besaß er einen guten Blick für die individuelle Art verschiedener Schriftsteller und weiß sich jedem einzelnen nach seiner Art anzuschmiegen, ihre besondere stilistische Manier deutlich zu erfassen. Er erkennt genau, wie der eine biblische Autor sich in logischer Klarheit bewegt, der andere an bildlicher Ausdrucksweise Freude hat. Hier läßt er die bildliche Erklärung gelten, dort wehrt er sie ab. Und immer strebt er redlich nach dem schlichten geradlinigen Verstehen aus dem Geiste des Schriftstellers, in den er sich einlebte. Das freilich stand bei ihm über jedem Zweifel fest: ein wirklicher Widerspruch in Gottes Wort ist unmöglich; die ganze Bibel wies den Weg zum ewigen Heil und zum Trost der Seele. Durch die einhellige Beziehung zur Heilsgeschichte und durch sein persönliches Leben ward ihm die Vielheit der Schriften und Verfasser wirklich zur Einheit, und darin hatte er Recht: wie oft ist eine widerspruchsvolle Vorgeschichte durch die einheitliche Geschichte und Nachgeschichte nachträglich fast ausgeglichen worden! Wie wenige fühlen heute noch die grundstürzenden Widersprüche des Faust! Gewiß ist die Biblia ursprünglich ein Plural; Luthers deutsche

Bibel aber ist wirklich eine Einheit, des deutschen Volkes köstliche Lebensfibel für Jahrhunderte geworden.

Nicht nur richtig und treu sollte die Bibelübersetzung sein, wie die Heiligkeit des göttlichen Wortes das mehr verlangte als andere Schriften; Luther wollte vor allem auch deutlich sein. Jede Übersetzung ist zugleich eine Erklärung: Luther glaubte der Übersetzerpflicht streng zu genügen, als er in der bekannten Stelle des Römerbriefes schärfer als der Originaltext die Rechtfertigung „allein durch den Glauben" herausarbeitete. Der rechte Dolmetsch der Bibel muß selbst ein gottgewollter Prophet sein. Und erst der sichere Takt für die Untertöne macht den berufenen Übersetzer, der das innere Leben des Originals auf die Nachbildung so zu übertragen weiß, daß es durch sie fortwirkt.

Solch Übersetzen will hohe Genialität, die weibliche Kraft des Einfühlens, die männliche des Miterlebens, und aus der Bibel soll zugleich die Macht göttlicher Liebe hoheitsvoll zum Leser sprechen. Für solche Aufgabe war die deutsche Prosa, die Luther vorfand, nicht gerüstet. Eine literarische Kunst deutscher Prosa kannte das Mittelalter kaum. Die mittelhochdeutschen Schriftsteller haben auch wissenschaftliche, lehrhafte, fromme Betrachtungen entweder in lateinische Prosa oder in deutsche Verse gekleidet. Es ist ganz charakteristisch, daß der Aufzeichner des Sachsenspiegels, Eyke von Repkow, sein Werk viel lieber lateinisch oder in Reimen abgefaßt hätte, und daß er nur sehr widerstrebend in den sauren Apfel systematischer deutscher Rechtsprosa biß. Bertold von Regensburg predigte mit sagenhaftem Erfolg in deutscher Sprache zur hingerissenen Menge; aber was er literarisch davon aufzeichnete, skizzierte er lateinisch. Meister Eckart der Mystiker, der sich um deutsche Formung seiner Spekulationen ernsthaft bemühte, bevorzugt doch das Latein und ist dann verständlicher und glücklicher, als wenn er sich deutsche Traktate abquält. Den bewußten und unbewußten Einfluß der lateinischen Syntax und Stilistik hat die deutsche Prosa des Mittelalters nirgend überwunden: wie weit ist ihr die nordische Saga an Schönheit und Echtheit der Prosarede voraus! Selbst ein bewundernswertes Kunstwerk, wie der Dialog des Ackermanns aus Böhmen mit dem Tode, verleugnet durchaus nicht die Schule der humanistischen lateinischen Dialogkunst

und Stiltechnik. Wieviel mehr bedeutete aber diese humanistische Stilistik und Rhetorik für die Formularien der Kanzlei, deren sprachliche Schulung am Eingang unserer neuhochdeutschen Schriftsprache steht!

So war es wieder eine ganz originale Leistung Luthers, daß er entschlossen und gründlich mit der Kanzlei, mit den „Buchstabilirern", mit allem papierenen, geschriebenen und gedruckten Deutsch und dadurch mit unserer lateinisch bestimmten Prosa brach. Sein Sendschreiben vom Dolmetschen und manch andere Äußerung bezeugt uns, mit welchem hellen Bewußtsein er sich von dem latinisierenden Schriftdeutsch zur echten mündlichen Rede des Tages wandte, die er, wo er konnte, durch Anschauung unterstützte: aus der Mundart, aus den Standes- und Berufssprachen holte er sich sinnreiche und vollsaftige Wendungen von ursprünglicher Kraft, und er suchte diese Schätze an der Quelle, auf der Straße, in der Bude des Handwerkers, im Leben des Volkes. Und doch war das nur die eine Seite seines sprachlichen Reichtums. Es ist irrig, wenn man Luther so oft als den naiven, unverbildeten Volksmann hingestellt hat. In Wahrheit besaß er die höchste Bildung der Zeit, und wer mit offenem Blick das Lutherhaus in Wittenberg durchwandert hat, dem stellt sich dort heute noch der königliche Professor dar, der als Künder höchster Weisheit und Wissenschaft ein imponierendes Herrschertum des Geistes ausübte. Auch er verschmähte für das Große, das er wiedergeben wollte, die hohe Schule antiker Wohlredenheit ganz und gar nicht; er war an antiker Dichtung gebildet, die ihm, zumal beim Alten Testament, wie wir aus seinen Protokollen wissen, nicht selten den rechten Weg deutete. Gerade darin lag das Außerordentliche, fast Unbegreifliche seiner Leistung, daß es ihm gelang, die verschiedensten sprachlichen Elemente, naivste Volkstümlichkeit und hochentwickelte geistig-künstlerische Bildung, aus eigener schöpferischer Sprachgewalt zu jener überwältigenden Einheit zusammenzuschweißen, die wir, so seltsam das klingt, geradezu als das erste Original deutscher Kunstprosa bewundern.

In die widerspruchsvollen Geheimnisse dieser Schöpfung dringt die Forschung nur langsam ein. Noch nicht einmal die wichtige Vorfrage, inwieweit Luther ältere deutsche Vorlagen benutzt habe, ward unbefangen und deutlich beantwortet. Die wohlbegründete Empfindung,

daß es sich hier um ein Werk von hoher innerer Selbständigkeit handle, hat zumal die Theologen sehr geneigt gemacht, den Einfluß der deutschen Vorläufer ganz zu leugnen oder doch so gering wie möglich anzusetzen. Der vollen Würdigung von Luthers sprachschöpferischer Übersetzergröße ist diese Neigung nicht förderlich gewesen. Erst wenn wir uns vergegenwärtigen, was durch Luther aus den Versuchen der Vergangenheit geworden ist, stellt sich seine sprachliche, künstlerische, menschliche Gewalt in voller Größe heraus.

Die Vorbedingungen lagen nicht einfach. Luther übersetzte das Neue Testament nach dem griechischen Text in der Rezension des Erasmus; aber die lateinische Vulgata war ihm aus der Jugend gedächtnismäßig vertraut und blieb ihm bis ans Lebensende der eigentlich geläufige Bibeltext, eine natürliche Folge seiner kirchlichen Erziehung. Daneben gab es alte liturgische Formeln, die nicht immer genau zur Vulgata stimmten und doch dem Priester in Fleisch und Blut übergegangen waren; es gab eine altererbte deutsche Kirchenfassung, die für den Gebrauch des Gottesdienstes und der Katechese, für erbauliche und seelsorgerische Bedürfnisse einzelne wichtige Stücke der Bibel den Laien längst festgeformt in der Muttersprache vermittelte: Spuren solcher Tradition lassen sich bis in die althochdeutschen und altsächsischen Glossen, Übersetzungen, Bibeldichtungen verfolgen. Luther, der immer das Gewordene schonte, — denn er war positiv schaffender Reformator, kein zerstörender Revolutionär —, hat sich dieser kirchlichen Überlieferung um so lieber angeschlossen, weil er die Gemütswerte würdigte, die für die Gemeinde im altvertrauten Wort lebten. Sehr aufschlußreich ist gleich das Vaterunser, in dem sich nicht nur die verschiedenen Texte Matth. 6 und Lukas 11 beeinflussen, sondern auch die Nachwirkungen alter deutscher Formeln nachklingen. Zwar übersetzt Luther in moderner Wortstellung „Unser Vater“ und hat das alte „Vater unser“ nur für den Katechismus beibehalten; aber schon die Folge „auff Erden wie im Himel“ erweist sich durch ihre Übereinstimmung mit der alten handschriftlichen Bibelübersetzung etwa des Codex Teplensis als kirchliches Erbe; und die vierte Bitte „unser teglich Brot gib uns heute“, die gleichfalls zum Tepler Text und auch zu dem Lutherischen Katechismus von 1520 stimmt,

deutet auf ein altes katechetisches Formular, dem weder das griechische Adjektiv ἐπιούσιος noch das lateinische supersubstantialis des Bibeltextes, sondern das quotidianus des Missale Romanum zugrunde lag. Derartige Zusammenhänge, auf die Anklänge gerade des Tepler Textes besonders oft hindeuten, sind unwillkürlich und rein gedächtnismäßig entstanden.

Dagegen lag ihm bei seiner Übersetzerarbeit als beständiges Hilfsmittel in Reichweite ein Druck der vorlutherischen Bibel. Diese, zuerst 1466 in Straßburg gedruckt, ruhte für das Neue Testament auf weit älteren handschriftlichen Übertragungen, denen sie so eng folgte, daß sie von vornherein einen sprachlich veralteten Charakter trug. Als finster und undeutsch ist diese deutsche Bibel, die sich sklavisch an die Vulgata klammerte, schon vor und zu Luthers Zeit gekennzeichnet worden: eine Wirkung ins Weite war ihren mühsamen, schwerverständlichen, lateinisch gedachten Perioden und Phrasen nicht möglich. Eine Ahnung dieser Übelstände führte schon 1475 zu einer Erneuerung, die bei Zainer in Augsburg zuerst gedruckt wurde und die dunkelsten Archaismen zu beseitigen sich mühte. Irgendein Ausläufer dieser Redaktion hat Luther zur Hand gelegen, als er sich an die Arbeit setzte, und er hat, wie sich das ziemte, es nicht verschmäht, diese Vorarbeit zu Rate und zur Selbstprüfung heranzuziehen: wahrscheinlich wird sich sogar auf Jahr und Verlag genau die Ausgabe feststellen lassen, die Luther auf der Wartburg vorlag.

Der Reformator schritt auf den Bahnen weiter, die 1475 beschritten waren. Schon in der Zainerschen Fassung war entweln oft durch wonen, michel durch groß, Zuversicht durch Hoffnung ersetzt worden; ihr dankt Luther das beliebte Verbum wandeln neben dem alten gehn; und wenn es uns auffällt, daß er, der doch Fremdworte wie Person redlich meidet, so gern etwa vom ängstlichen Harren der Kreatur spricht, wo der alte Bibeldruck vom Geschöpffd redet, so folgt er da nur der Zainerschen Redaktion. Aber Luther erneut den veraltenden Bibeltext des deutschen Vorgängers weit radikaler: manege wird durch viele, die Maid durch die Jungfrau, die Stadt durch den Ort, die alte Ee durch das alte Gesetz, der jüngste durch den letzten, eischen durch bitten, das Gewand durch das Kleid ganz systematisch verdrängt; lange Reihen

solcher ständigen Entsprechungen lassen sich aufstellen; insbesondere machen Formwörtchen wie wan, ob, unz dem neuen denn, wenn, bis ziemlich regelmäßig Platz: was nicht ausschließt, daß Luther, der Synonymenreiche, auch geflissentlich in der Wortwahl wechselt. Diese geht aber entschieden auf eine moderne Sprachform aus; im Neuen Testament läßt sich das Archaisieren als Mittel erhöhten Ausdrucks kaum nachweisen. Modernisiert wird auch die Wortstellung. In der ältern Bibel folgt der Genetiv, meist nach lateinischem Vorbild, gern dem regierenden Wort; Luther hilft der umgekehrten deutschen Fügung zu ihrem Recht: das Reich der Himel, die Sün Gots verwandelt er in das Himelreich, in Gottes Kinder. Hier siegt deutsches Sprachgefühl über lateinische Einflüsse. Dagegen verrät sich wieder der erneuernde Zug, wenn Luther die alte Mittelstellung des Verbs mit großer Vorliebe in die moderne Endstellung überführt: der do saß auff dem Wolcken wird zu dem der auff der Wolcken saß; der Spruch Niemant mag gedienen zwein Herren verwandelt sich in das normal neuhochdeutsche Niemand kann zweien Herrn dienen. Die altmodisch nachgestellten Adjektiva, „ein Ere lautent oder ein Schell klingent", verwandeln sich in „ein donend Ertz oder eine klingende Schelle". Unendlich oft wird das partizipiale sagent aufgelöst in die Wendung: und er sprach. Die Auflösung verwickelter undeutscher, lateinischer und griechischer Perioden hat Luther mit schonender und glücklicher Hand gern vollbracht. In vielen Hunderten von Fällen läßt sich auf Grund dieser und ähnlicher Beobachtungen der Lutherische Text aus der Zainerschen Rezension schon im voraus gewinnen: gelingt das nicht, dann gilt es, um so helläugiger Luthers eigne Wege zu begreifen. Denn von jener Vorstufe aus läßt sich eben nur Luthers sprachliche Norm gewinnen: der Genius offenbart sich erst, wo er sich über die Norm erhebt.

Der Zusammenhang mit der vorlutherischen Bibel ergibt sich besonders glatt für die Offenbarung Johannis. Sie war Luther fremdartig, und wenn sie auch gerade in der Septemberbibel durch die schönen ganzseitigen Cranachschen Bilder sich eindrucksvoll heraushebt, ihr Text läßt doch ahnen, daß seine innere Teilnahme geringer und ebendarum sein Anschluß an die Vorlage genauer war. Man vergleiche etwa:

„Biß getreuwe untz an den Tod, und ich will dir geben die Kron des Lebens“

oder: „Und ich sach do das Lamp hett auffgetan eins von den 7 Insigeln, und ich hort eins von den 4 Tieren als ein Stimm eines Döners sagent: Kum und sich!“

„Sei getrew bis an den Tod: so will ich dir die Krone des Lebens geben.“

„Und ich sahe, daß das Lamb der Siegel eins auffthet. Und ich höret der 4 Thierer eines sagen, als mit einer Donnerstim: Kom und siehe zu!“

Luther hat hier nur in typischer Weise modernisiert, und dahin gehört es auch, wenn er weiter im selben 6. Kapitel die „Rosse“ der alten Bibel durchweg in „Pferde“ verwandelt: auch hier wird das Tageswort gewählt statt des älteren, an dem etwas Patina der Vergangenheit hing.

Anders die Evangelien. Auch sie schließen sich oft eng an den Vorgänger an: gleich der Anfang des Johannes-Evangeliums mag dafür zeugen. Aber hier erreicht Luther schon einen wundervollen Stimmungswechsel, weiß, was der griechische Text andeutet, reicher, tiefer, farbiger auszugestalten. Er erzählt etwa Parabeln in schlichter Kindlichkeit, während die Passionstragödie in dunkler Wucht einherschreitet; die einfache Lehre scheidet er wohl von der erhöhten Rede, die sich zu hymnischen Tönen steigert. Und hier zumal ist die Einwirkung der älteren deutschen Kirchensprache bei oft zitierten Worten Christi zu spüren. Diesen Worten eine adlige Gestalt zu verleihen, lag Luther am Herzen. Und hier mußten Gleichklänge, Stabreime, die Abstufung heller und dunkler Vokale, wirksame Haupt- und Nebenakzente ausgiebig helfen. Wenn es im Vaterunser des Bibeltextes heißt: „Dein Náme sei héilig, Dein Réich kóme, Dein Wille geschéhe“, so ist dieser rhythmische Parallelismus mit seinen gleichgebauten Sätzen, seinen gleichanklingenden Eingängen eine künstlerisch bewußte Gliederung, die sich von der üblichen Katechismusform auch Luthers abhebt. Oder man vergleiche den alten Text: „Secht an die Vogel des Himels; wann sie seen noch schneiden nit, noch sament in den Kasten, und ewer himlischer Vater fürt sie“ mit dem sicher tragenden und sich steigernden Rhythmus der Lutherischen Sprache:

„Seht die Vögel ùnter dem Himel àn!
sie séen nìcht, sie érndten nìcht,
sie sámlen nìcht in die Schéunen,
und ewer himlischer Vàter neéret sie dóch!“

Die rhythmische Gewalt und Schöne der Lutherischen Rede ist noch heute lebendig. Sie deutet vieles, was ohne die rhythmische Wegweisung unklar bliebe. Und dieses rhythmische Wollen versteht es meisterhaft, den Hörer in höhere Sphären emporzutragen. Leere Formwörtchen werden in solchen gesteigerten Sätzen gemieden; starke Klänge fallen auf das sinnvoll Bedeutende; selbst das altertümliche, aber kraftvolle Mittel der beschwerten Hebung, in der der gehobenen Silbe ohne Senkung eine neue Hebung folgt, ist Luther vertraut, wie noch der junge Goethe den schon in der alliterierenden Dichtung erwachsenen und in mittelhochdeutschen Versen meisterhaft verwerteten Doppelschlag zweier unmittelbar aufeinander folgender Hebungen glücklich verwendet. In strengem parallelen Aufbau rollen etwa die Seligpreisungen der Bergpredigt vor uns ab:

Sélig sind, die da geístlich àrm sind,
denn das Himelreìch ist íhr.
Sélig sind, die da Leíde tràgen,
denn sie sòllen getróstet wèrden.
Sélig sind die Sénfftmütigen,
denn sie wèrden das Érdreich besìtzen.
Sélig sind, die da húngert und dürstet [nach der Geréchtigkeìt],
denn sie sòllen sát wèrden.
Sélig sind die Bármhèrtzigen;
denn sie wèrden Barmhértzigkeit erlàngen.
Sélig sind, die reínes Hèrtzen sind,
denn sie wèrden Gótt scháuen.
Sélig sind die Fríedfèrtigen,
denn sie wèrden Góttes Kìnder heíßen.

Je das gerade Glied zeigt drei Hebungen, davon ein oder zwei Hauptheber; das ungerade Glied aber, das immer mit dem gleichen Eingang

beginnt, hält außerdem an zwei Hebungen fest, auch wo die griechische und lateinische Vorlage keinen Anhalt geben: οἱ πενθοῦντες werden „die da Leide trágen“ (in der alten Bibel: „die do weinent“) und οἱ πραεῖς (lateinisch mites; alte Bibel: „die senften“) werden von Luther als „die Senftmütigen“ wiedergegeben, also mit einem zweihebigen Kompositum. Aus rhythmischen Gründen folgen nicht nur „die Bármhèrzigen“, sondern auch „die Friedfèrtigen“ statt der „Friedsamen“: in besonderer Randglosse rechtfertigt er das ungewöhnliche, aber wegen seiner zwei Akzente hier nötige Wort. Und in „Gott scháuen“ wird das im Neuen Testament sonst ungeläufige vollere Wort „schauen“ statt „sehen“ gewählt, weil es unmittelbar nach der beschwerten Hebung besonders volltonig sich anreihen soll. Dem liebevollen Einfühlen in Luthers Rhythmus erschließt sich manches Geheimnis seiner Kunst, das dem verborgen bleibt, der nicht hören kann.

Wieder ein anderes Bild bietet die Wiedergabe der neutestamentlichen Briefe. Der Paulinische Stil in seiner scharfen Dialektik ist Luthers Art nicht bequem, und der starke Atem seiner Rede kommt hier so voll nicht zur Geltung wie in den Evangelien und dem Alten Testament. Aber er hat sich umgestellt auf präzise Deutung und reinliche Bestimmtheit. Dabei verschmäht er es nicht, statt der sonst von ihm angestrebten Einfachheit auch umständlichere Umschreibungen zu verwenden. Er sagt nicht mit der alten Bibel, die zum lateinischen und griechischen Text in der Hauptsache stimmt, „wann die Weisheit des Fleisches ist ein Feind in Gottes“, sondern abstrakter, logischer: „denn fleischlich gesinnt sein ist eine Feindschafft wider Gott“. Namentlich in dem Römer- und den Korintherbriefen fühlen wir auf Schritt und Tritt eine straffe Durcharbeitung, die mit allen sprachlichen Mitteln den Lehrgehalt aus dem Text herausholen will. Aber auch hier versagt an lyrischen Stellen, wie im 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes, der rhythmische Zauber nicht, der, oft bei nahem Anklang an die alte deutsche Bibel, doch ihre stammelnde Prosa in eine brausende Hymne oder in die tiefinnerliche Offenbarung frommer Hingabe zu verwandeln weiß.

Man möchte Luthers Werk von Vers zu Vers vergleichend begleiten, um alle die großen und kleinen Züge dieser schöpferischen Tat zu

erfassen. Er strebt danach, jedes Wörtlein der Bibel zur Geltung zu bringen, und hat sich ebendarum so manches Mal vom Wortlaut des Urtextes entfernt, um desto sicherer und voller seinen Geist zu treffen. Wie oft fühlen wir seinen eigenen Herzschlag durch das Bibelwort pulsieren! Mit welcher Seelengewalt versteht er den Hörer zu gleichem Erlebnis fortzureißen! Den Hörer: nur er kam in Betracht; das leise Lesen, das heute eine so schädliche Alleinherrschaft gewonnen hat, stand damals noch weit zurück. Die wundervollen rhythmischen Offenbarungen der Lutherbibel erlebt nur, wer sie mit durstigem Ohr in sich trinkt; nur er nimmt in sinnlicher Deutlichkeit wahr, wie Luther sich selbst zum Erzähler, Lehrer, Redner, Sänger wandelt; nur er fühlt das deutsche Herz, aus dem sich die lebendige Blutwärme des großen Mannes durch das Ganze verbreitet, die griechisch-hebräische Bibel zum deutschen Originalwerk umschaffend. Der Geistliche, der im Gottesdienst den Luthertext liest, gehe durch hell betonten rhythmischen Klang der Gemeinde mit gutem Beispiel voran! Aber auch im stillen Kämmerlein erklinge laut der Sprachgesang des Gottbegnadeten! Wir hören die rhythmische Bewegung heute besser und feinfühliger als in den Tagen der revidierten Bibelübersetzung, die da manche Sünde begangen hat. Dies rhythmische Verständnis würde erleichtert werden, wenn sich die Bibelgesellschaften entschlössen, endgültig mit der typographischen Sonderung der einzelnen Verse zu brechen und zu den großen fortlaufenden Absätzen zurückzukehren, wie die Septemberbibel sie darbietet. Nur die unzerhackte Periode läßt der Sprache Raum zum rhythmischen Voll- und Ausklang.

Die Septemberbibel war der Anfang; schon ihre im Dezember folgende neue Auflage zeigt den Anstieg zu freierer Bewegung. Sein volles Können erprobte Luther an den mannigfachen großen Aufgaben des Alten Testaments, das auf die Höhen hebräischer Poesie führte. Die Entstehung und Wandlung des Alten Testaments, zumal der Psalmen, können wir deutlicher verfolgen als die Arbeit am Neuen Bunde. Erhalten sind zahlreiche eigenhändige Manuskripte mit tief eingreifenden nachträglichen Verbesserungen, Handexemplare mit wichtigen Korrekturen, vor allem die Protokolle über die häufigen Konferenzen, in

denen Luther mit sprach- und sachkundigen Freunden den Originaltext und seine Verdeutschung durchsprach. Es ist vom höchsten Reiz, zu beobachten, wie die Freunde schwierige Stellen wieder und wieder angreifen, wie Vorschläge gegeneinander abgewogen werden und Fragezeichen bestehen bleiben, wie man Horaz, Homer, Cicero zu Hilfe ruft, wie zu Verworfenem zurückgegriffen, aber auch ganz Neues eingestellt wird in unermüdlicher Feile, bis dann endlich die richtige Lösung gefunden scheint. Luther verstand das Hebräische vielleicht feiner als das Griechische: um so zugänglicher ist er dem Reichtum künstlerischer Mittel und Steigerungen, die ihm dort entgegentraten, und um so reicher gestaltet er den eigenen deutschen Wortschatz und Rhythmus aus. In den hebräischen Parallelismus fand er sich meisterhaft hinein, und wie oft fühlen wir, daß ein kongenialer Geist mit dem Genie des Psalmisten ringt! Aber den orientalischen Überschwang adelt er durch die keuschere Zartheit und schlichtere Kraft deutschen Empfindens. Und hier, wo es oft galt in hoher pathetischer Sprache zu reden, greift er zu altertümlichen Wendungen und Fügungen zurück, die er im Neuen Testament eher gemieden hätte: „ob ich schon wandelte im finsteren Tal“ mit der Mittelstellung des Verbums archaisiert absichtlich, und wenn er hier „Roß“ und „heischen“ gebraucht statt „Pferd“ und „bitten“, wie er im Neuen Testament zu sagen pflegte, so bestimmte ihn wiederum das Gefühl für die erhöhende Wirkung unmoderner Ausdrücke. Die vorlutherische Bibel ist im Alten Testament von weit geringerer Bedeutung als bei der schnell geschaffenen Septemberbibel. Die Kräfte waren gewachsen, und der mächtigen Harfe seiner Sprachkunst entrauschen jetzt erst alle Klänge, lieblich und gewaltig, das sanfte Säuseln des Herrn und der brausende Gewitterorkan: bald grüßt uns ein schöner, lustiger Garten mit feinen, herzlichen Blümlein, bald reißt es uns hinaus auf ein wildes Meer, da die stürmenden Winde von allen vier Orten her die Wogen peitschen; hier lacht es uns licht an wie die ewige Seligkeit, dort umfängt uns die Finsternis der Hölle. Köstlich ward das Werk, weil ihm Mühe und Arbeit geschenkt wurde bis zuletzt. In unermüdlich strenger Feilung reift es zur höchsten Schönheit und bewahrt sich doch eine naive Ursprünglichkeit, die uns heute noch verjüngend erfrischt.

Aus Luthers schaffendem Geiste wächst uns die ganze deutsche Bibel zur Einheit zusammen, und doch läßt er dem einzelnen Buch seine Selbständigkeit. Adel und Derbheit, sinnliche Wucht, geistige Schärfe, herzliche Feinheit kommen, alles an seinem Platz, zu ihrem Recht. Die Übersetzung wirkt wie das Original eines Meisters. Der Geist der Geschichte, der sich in dieser einen großen Gestalt sammelt, schwebt vereinigend und sondernd zugleich über dem Ganzen. Neugeboren aus deutschem evangelischem Geiste, ward Luthers Bibel für die ganze Welt ein führendes Werk der deutschen Literatur.

Die ungeheuren Wirkungen setzen fast augenblicklich ein. Wittenberg wird um der Bibel willen zu einer Druckerstadt ersten Ranges; die Unsummen von Voll- und Teildrucken übersteigen im nächsten halben Jahrhundert selbst nach den bescheidensten Schätzungen das Hunderttausend bei weitem; andere rechnen das Zehnfache heraus und mehr. Vom stattlichen und schönen Folio, in dem die deutsche Bibel, eine wahre Augenfreude, begann, verjüngt sie sich nach und nach bis zum Perldruck des zierlichen Taschenformats. Die stille Gewalt dieses Hausbuchs ist gar nicht auszudenken: in den schwersten Zeiten, etwa in den Greueln und Verwüstungen des Dreißigjährigen, in den ernsten Nöten des Siebenjährigen Krieges, ward die Bibel frommen Seelen, was dem Vieh die Weide, den Vögeln ihr Nest, den Fischen der Strom. Wenn die kerndeutsche Stadt Graudenz, meine Heimat, während einer Polenherrschaft von Jahrhunderten sich rein deutsch erhielt, so stärkte ihr Luthers Bibel das deutsche Rückgrat. Sie war der geistige Mittelpunkt des evangelischen Pfarrhauses, des adligen Gutshauses, der deutschen Familie überhaupt. Man befragte sie stechend vor großen Schicksalsentscheidungen. Man stählte sich aus ihr in der Zeit der Schwäche. Noch liegt im Schlosse zu Küstrin die vergriffene Bibel, der Kronprinz Friedrich sein Herz öffnete, als das Richtschwert über Katte, dem Freund, schwebte. Dieses Lutherische Hausbuch, verwachsen mit allen frohen und trüben Stunden des deutschen Hauses, hat uns durch Jahrhunderte geistig und sittlich wohlgetan.

Und es schlang ein Band geistiger Einheit um uns Deutsche. Das klingt befremdlich: wie oft macht man Luther umgekehrt den Vorwurf,

er habe die Deutschen in zwei feindliche Konfessionen zerrissen! Das hat nicht er getan, sondern die Gegenreformation. Aber Luthers Bibel hat auch diesen Gegensatz lange Zeit überbrückt: boten doch Emsers, Dietenbergers, Ecks, Ulenbergs katholische Bibeln nur einen mehr oder weniger bearbeiteten Lutherischen Text. Und die Einheit aller protestantischen Stände, vom Fürsten bis zum Bauern, hat das Buch der Bücher wundervoll gesichert: solange sie alle, hoch und niedrig, sich mit ernster Gedankenarbeit und Gemütsinbrunst in dies schwere deutsche Buch vertieften, so lange gab es vor dieser Gemeinschaft keinen Bruch der Bildung in unserem evangelischen Volke. Erst als der internationale Materialismus, wie er sich am rohesten in der Sozialdemokratie verkörperte, den Deutschen diesen kostbaren Gemeinbesitz zu rauben wußte, erst da war der Bruch erreicht, der uns zugrunde zu richten droht.

Aber das heilige deutsche Buch ist nicht tot. Auch in ihm lebt der Lutherische Geist, der immer strebend sich bemüht. Schon manchmal schien es, als sei sein Licht erloschen, sein Leben erstarrt. Aber das Licht flammte wieder auf, und die Starre wich. Das heldenhafte Gelöbnis „das Wort sie sollen lassen stahn" ward einst der Schlachtruf einer orthodoxen Verhärtung, die der Reformation gefährlicher wurde als viele ihrer Feinde. Da erweckte Gottes Gnade die protestantische Musik Johann Sebastian Bachs, die reformatorischen Geist auf den Schwingen der Töne neu in fromme Herzen trug. Und Lessing trat auf, der im Kampf für die Geistesfreiheit sich keinen bessern Bundesgenossen wußte als den Bibelübersetzer: „Großer verkannter Mann, von niemand mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig dahinschlendern!" Und der Pietismus kam mit seiner Gemütsweichheit und mit der innigen Vertiefung und Belebung seiner Ecclesiolae. Über alles das aber dauerte die stille Macht der Bibel fort, die zur großen Gemeinde in einfacher Ruhe, zum Einzelnen mit der befreienden Kraft des Einzelempfindens redete. Luthers Bibel hat sich mit unserer Geschichte weiterentwickelt. Die Affekte, die von Luther einst mächtig ausfluteten, haben ihre zündende Energie nicht verloren. Und immer noch behält der schlichte

Vers Recht, den die Erfurter Jugend am Martinstage dem Reformator zu Ehren singt:

Martin ist ein guter Mann,
Steckt uns viele Lichter an.

Lebensvoll packt uns immer noch die Sprache der Bibel. Durch und durch deutsch, durchströmt sie uns mit heißer Lebenswärme, offenbart sie einen schöpferischen Reichtum, in dem eine ständige Kraft der Verjüngung lebt. Wo immer seit Luther unsere Sprache modischen Verirrungen verfallen war, aus dem Jungbrunnen der Bibelsprache hat sie sich immer noch Genesung getrunken. Aber das setzt voraus, daß wir keine täppischen und pedantischen Erneuerungsversuche machen. Luthers Bibel soll weiterleben, wie sie war, unter uns Protestanten: wer sie dem bequemen Verständnis zuliebe „modernisiert", läuft Gefahr, daß er Fortunats goldspendenden Wunschsäckel mit dem eleganten, aber leeren neuzeitlichen Portemonnaie vertauscht. Luthers Bibel hat einen Anspruch darauf, daß wir uns in Ehrfurcht und Liebe um ihr Verständnis bemühen und sie nicht zu uns herabziehen. Man entwertet ein kostbares Gut, wenn man es allzu bequem zugänglich macht.

Das Evangelium und das Deutschtum, in Luthers Geiste beide so nahe verwandt, sind durch internationale Feinde schwer bedroht. Lebte in uns Luthers gottvertrauender Heldenmut, dann hätten wir die Zukunft nicht zu fürchten. Die tapferen Lutheraner aus Finnland und Ungarn, die heute zu uns gesprochen, haben mit beschämender Zuversicht uns Deutschen den Luthermut vorgehalten, der uns retten wird und die evangelische Kirche, wenn wir uns rückhaltlos zu ihm zurückfinden. Wird uns das gelingen? Wir Deutsche wissen heute, daß wir das Strafgericht des richtenden Gottes verdient haben: wir sind unsern Weg nicht stolz gewandelt, und ob die Welt voll Teufel wär'; die große sittliche Probe des Krieges haben wir schlechter bestanden als unsere Gegner, und noch geht es immer tiefer hinab in Schlamm und Verkommenheit. Dennoch wird auch der gnädige Gott uns wieder helfen, wenn wir selbst uns zu ihm aufrichten. Man hat uns entwaffnet; aber „ein gute Wehr und Waffen" ist uns geblieben an dem köstlichen Buch, das

uns Luther zuerst im September 1522 schenkte. Wir ersehnen aus heißer Seele den Führer, den Helden, und nichts bedrückt uns tiefer, als daß die stolze schöpferische Männlichkeit unserer Großen dem deutschen Volke heute verloren scheint. Nicht jeden Wochentag schenkt uns Gott den Helden; er muß verdient, wir müssen seiner würdig werden. Inzwischen aber sollen die Helden unserer Vergangenheit für uns nicht tot sein. Schaut hin auf den christlichen evangelischen Ritter, den Dr. Martinus, dem der furchtlose Kampf das wahre Leben war; lernt wieder freudig und mutig streiten aus seinem Geist; dann wird uns sein deutsches und protestantisches Heldentum von neuem helfen zu Heil und Rettung, und es wird wieder zuversichtlich erschallen:

„Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren."

Der geschichtliche Ulrich von Hutten in seinem Verhältnis zu Luther

Von Paul Kalkoff

Ein Volk ehrt sich selbst, das seine großen Männer ehrt; denn es zeigt damit, daß es fort und fort die Tugenden schätzt und pflegt, die an ihnen gepriesen werden, daß es die Schwierigkeiten zu würdigen weiß, mit denen sie zu kämpfen hatten, und daß es ihre Errungenschaften zu verteidigen fähig und entschlossen ist. Der Kultus der nationalen Helden ist also mehr als eine löbliche Gewohnheit; er ist Recht und Pflicht zugleich, eine Äußerung gesunden Volksempfindens, eine Bürgschaft für die gesicherte Zukunft von Volk und Staat.

Schon darum ist es also geboten, darüber zu wachen, daß nicht minderwertigen Persönlichkeiten eine Verehrung zuteil werde, die noch dazu vielleicht besser Berechtigten vorenthalten wird. Noch näher liegt es aber, einer Trübung des geschichtlichen Urteils vorzubeugen, zumal bei Vorgängen von so gewaltiger Tragweite wie die deutsche Reformation, deren Nachwirkungen heute noch mit den höchsten Lebensfragen der Nation verflochten sind. Und wenn die Geschichte lehren will, das Bestehende nach seinem Werdegang zu begreifen, wenn sie die Kräfte nachweisen will, die das geschaffen haben, was uns heute noch der Erhaltung, der Fortentwicklung wert scheint, so gilt es, um so sorgfältiger die Spreu vom Weizen zu sondern. Es gilt, den Männern gerecht zu werden, die in selbstloser Hingebung und klarer Erkenntnis dem Gemeinwohl, dem geistigen und sittlichen Fortschritt gedient haben, und die zurückzuweisen, die kleinlich und verblendet auf Abwege geraten sind und noch heute in die Irre führen würden.

Das herkömmliche Bild, das Ulrich von Hutten als Vorkämpfer der geistigen Freiheit und religiösen Erneuerung, zugleich als vollwertigen Charakter dicht neben den Reformator stellt, zu dessen Schutz er auch den waffengewaltigen Sickingen gewonnen haben soll, ist eine Schöpfung der Romantik. Von Herder bis D. Fr. Strauß und Rudolf Haym und über sie hinaus haben zahlreiche Sammler, Geschichtschreiber und

Dichter an der Ausbildung einer Legende mitgewirkt, der auch die kritische Geschichtsbehandlung der neuesten Zeit nicht ernstlich nahezutreten gewagt hat. Zwar war durch Forscher wie W. Reindell und W. Köhler dargetan worden, daß Luther in seiner von umfassender Einsicht in die kirchlichen Mißstände wie höchstem sittlichem Ernst getragenen Schrift „Von des christlichen Gemeinwesens Besserung" unabhängig ist von Huttens Satire, der „römischen Dreifaltigkeit". Diese verworrene Spottschrift teilt mit den andern formell besser gelungenen Gesprächen die Oberflächlichkeit des Inhalts und den frivolen Ton, der nur durch das stark hervortretende nationale Gefühl gehoben wird. Dieses aber den Anmaßungen der römischen Priester wie dem Hochmut der italienischen Schriftsteller gegenüber zu vertreten, war der Stolz aller führenden Humanisten und die edelste Frucht der klassischen Studien. Immerhin ist es der bleibende Ruhmestitel des ritterlichen Literaten, in dieser Schlachtreihe gegen die verweltlichte Klerisei, die veräußerlichte Kirche, die verknöcherte Theologie, das herrschsüchtige Papsttum gestritten zu haben. Aber dabei hat man doch allzusehr übersehen, daß er für die religiösen und sittlichen Mächte der evangelischen Bewegung nur wenig Verständnis gezeigt hat. Von den höchst bedenklichen Gewohnheiten seines Privatlebens, die ihn im persönlichen Umgang mit dem Reformator ganz unmöglich gemacht haben würden, soll hier gar nicht erst gesprochen werden[1].

Es sei nur in aller Kürze angedeutet, daß der Mann, der sich selbst nicht gern einen Lutheraner nennen hörte, in den entscheidenden Jahren dem Werke Luthers erst gleichgültig, ja spöttisch gegenübergestanden, dann es als ungebetener Mitstreiter aus überwiegend selbstischen Gründen zu fördern versucht, bald aber durch sein wetterwendisches, schließlich geradezu anstößiges Verhalten schwer geschädigt hat.

---

[1] Das Folgende ist eine kurze Übersicht der Ergebnisse meines Buches über „Ulrich von Hutten und die Reformation". Leipzig 1920 (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte Bd. IV). In einer noch ungedruckten Arbeit („Der geschichtliche Hutten und seine Umwelt") ist die Vorgeschichte Huttens im Rahmen der kirchlichen, politischen und sozialen Verhältnisse behandelt worden, wobei vor allem die gleichzeitige Geschichte der Reichsabtei Fulda, der Stadt Erfurt, der Universität Mainz, sowie die inneren Zustände des Erzbistums und der Stadt Mainz, die Vorgänge in Italien und bei der Kaiserwahl von 1519 auf Grundquellen kritischer Untersuchungen zur Darstellung kommen.

Schon der überhebliche Spott, mit dem Hutten Luthers Lage im Ablaßstreit behandelt, um einen jugendlichen Gönner, den Kölner Domherrn Grafen Hermann von Neuenahr, zu unterhalten, ist um so peinlicher, als der Briefschreiber von einem uns wohlbekannten Mainzer Dominikaner erfahren hatte, daß Luther sein Leben für die von ihm vertretene Sache wagte, daß er (im Frühjahr 1518) dicht vor dem Scheiterhaufen stand. Auch Luthers Erscheinen in Augsburg ist an Hutten spurlos vorübergegangen, obwohl er sich doch mit dessen geistlichem Richter, dem Kardinal Kajetan, recht eingehend, wenn auch ebenso ungerecht als einseitig beschäftigt hat. Denn einmal war der Legat keineswegs der ausschweifende, genußsüchtige und hochmütige Kirchenfürst, als den er ihn im „Fieber" und in den „Anschauenden" verhöhnt hat, sondern ein asketisch lebender Mönch, ein armer Kardinal und der einzige gelehrte Gegner Luthers, der ihn zu verstehen und zu gewinnen den ernsten Versuch machte. Sodann aber war die Mahnung des Papstes zur Vorbereitung des Türkenkriegs durchaus zeitgemäß, und an seiner ernsten Absicht, die vom Reiche verlangten Mittel diesem dringlichen Zwecke zuzuführen, war nicht zu zweifeln. Keiner hat das rückhaltloser anerkannt und eifriger zu fördern gesucht als Luthers Beschützer, der Kurfürst von Sachsen.

Man hat dann angenommen, daß der auch äußerlich eindrucksvolle Vorgang der Leipziger Disputation dem Verteidiger Reuchlins das Verständnis für die Bedeutung dieses neuen Kampfes vermittelt und seinen Anschluß an die Partei der Wittenberger Theologen herbeigeführt habe. Daß dies nicht geschah, wird nur zu verständlich, wenn man liest, wie sein Vertrauensmann am kurmainzischen Hofe, der Leibarzt Heinrich Stromer von Auerbach, an ihn berichtet: das Schaugefecht auf der festlich geschmückten Pleißenburg sei nur um der gelehrten Eitelkeit willen veranstaltet worden und habe sich um die üblichen abstrusen Streitfragen bewegt, worauf recht geflissentlich Erasmus als der einzig bedeutende Vertreter der Theologie gepriesen wird. Doch ist es ersichtlich, daß die beiden humanistischen Spötter auch für den Rotterdamer nur deshalb schwärmten, weil es eben so Mode war.

Hutten, der in diesem Jahre (1519) erst durch den Feldzug gegen den Württemberger Tyrannen, dann durch das Schauspiel der Kaiserwahl beschäftigt wurde, und der dann in der Abgeschiedenheit der väterlichen Burg Steckelberg seine besten lateinischen Dialoge ausarbeitete, hatte sich somit aus eigenem Antriebe überhaupt noch nicht ernstlich um Luther bekümmert, als er Anfang 1520 die Einladung Sickingens durch Melanchthon an ihn übermitteln ließ. Schon die geschäftsmäßig kühle Form, in der dies geschah, konnte zu denken geben. Es läßt sich aber zeigen, daß sowohl Hutten wie Sickingen, dem dieser soeben einen Besuch auf der Ebernburg abgestattet hatte, der Sache recht gleichgültig gegenüberstanden. Für den Schloßherrn handelte es sich nur um eine Gefälligkeit gegen den in der Wetterau angesessenen Grafen Philipp von Solms, der in engen Beziehungen zum mainzischen Stiftsadel stand, dessen Oberhaupt, der Hofmeister Frowin von Hutten, wieder mit dem großen Söldnerführer ein weitgehendes geheimes Einvernehmen unterhielt. Der Graf befand sich damals im Dienste des Kurfürsten von Sachsen als sein erster Berater und Gesandter in den Fragen der Reichspolitik, wie aus Anlaß der Kaiserwahl durch das stattliche Geschenk des spanischen Hofes bezeugt wird. Er hatte mit Sorge bemerkt, wie die letzte, gegen Ende des Jahres 1519 an Friedrich gerichtete Mahnung der Kurie seinen Herren und dessen Land mit den schwersten Kirchenstrafen bedrohte, wenn er dem nun schon seit Jahr und Tag gebannten Mitglied seiner Hochschule noch länger Schutz gewährte. Er mochte wissen, daß auch Luther dies peinlich empfand und schon 1518 bereit gewesen war, eine andere Zufluchtstätte zu suchen. So verfiel er auf den Gedanken, ihm eine solche bei Sikkingen auszumachen, der sich soeben den Dank des neugewählten Kaisers verdient hatte, indem er mit seiner aus Württemberg zurückkehrenden Truppenmacht einen unwiderstehlichen Druck auf die in Frankfurt versammelten Kurfürsten ausübte. Nur diesem ruchlosen Staatsstreich der spanisch-habsburgischen Agenten war es zuzuschreiben, wenn die vom Papste lebhaft gewünschte und noch in letzter Stunde von allen Kurfürsten versuchte Wahl Friedrichs des Weisen vereitelt wurde, die das deutsche Volk vor der spanischen Fremd-

herrschaft in jenem entscheidenden Wendepunkt seiner kirchlichen Entwicklung bewahrt hätte.

Hutten konnte sich der Übermittlung jenes Antrags an den Wittenberger Freund Luthers nicht entziehen, weil er soeben auf den Wunsch der einflußreichen Verehrer des Erasmus am mainzischen Hofe dessen bedeutsames Schreiben an den Erzbischof vom 1. November 1519 veröffentlicht hatte. Darin hatte Erasmus unter scharfen Ausfällen gegen die Löwener Theologen den Nachweis geführt, daß die Verurteilung Luthers im ersten römischen Prozeß wissenschaftlich ganz ungenügend begründet gewesen sei. Zugleich hatte er dem Papste zugemutet, das Verfahren nachzuprüfen, weil ihm der Bannspruch durch die geldgierigen und rachsüchtigen Gegner Luthers aus dem Orden der Dominikaner abgelistet worden sei. Der Forderung Luthers entsprechend müßten einige Universitäten mit der Erörterung der Streitpunkte betraut werden. Hutten hatte nun mit der ihm eigenen Dreistigkeit diese kirchenpolitische Kundgebung in die Druckerei gegeben, ehe sie noch der hohe Empfänger zu Gesicht bekommen hatte. Doch war er dann ebenso unschuldig wie der jugendliche Kardinal selbst an der Antwort, die bald darauf dem kühnen Mönche auf eine Zuschrift erteilt wurde, in der sich Luther auf den Wunsch des Kurfürsten bei dem Erzbischof hatte rechtfertigen müssen. Dieses meisterhaft stilisierte Schreiben, das ganz im Sinne des Erasmus die Lehre Luthers als die rechte Verkündigung des Evangeliums behandelte und seinen Gegnern die bittersten Wahrheiten sagte, wäre eines Hutten würdig gewesen, wie ihn die Legende bisher gesehen hat. Doch rührt es vielmehr von dem magdeburgischen Kanzler Dr. Lorenz Zoch her, der auch später die Sache Luthers im geheimen begünstigt hat.

Auf jene wunderliche, bei der unerschütterlichen Haltung Friedrichs völlig überflüssige Einladung hat Luther erst auf mehrfaches Drängen seiner Freunde mit höflichem Danke ablehnend geantwortet.

Hutten ist aber auch noch einer späteren Anregung kaltsinnig aus dem Wege gegangen, der man besonders von ultramontaner Seite die größte Bedeutung beigelegt hat. Sein Jugendfreund, der geistreiche Verfasser der „Briefe unberühmter Männer", der soeben aus Rom

heimgekehrte Crotus Rubianus, soll um die Osterzeit 1520 in Bamberg mit Hutten eine förmliche Verschwörung im Geiste Luthers und zur Zerstörung der Kirche angesponnen haben. Hutten sei dann im Begriff gewesen, eine Stellung im Hofdienste Erzherzog Ferdinands als dessen Sekretär zu benutzen, um auch in der Umgebung des jungen Kaisers die Pläne dieser „Umsturzpartei" zur Geltung zu bringen. Allerdings hätte Hutten in jenen Tagen recht wohl den Entschluß zur Unterstützung der Sache Luthers fassen können; denn Crotus übersah wie kein anderer die kirchenpolitische Lage und war voll tiefempfundener Bewunderung für den wahrhaft evangelischen Geist und die heldenhafte Kühnheit Luthers. Überdies hatte ihnen Erasmus soeben das „amtliche Gutachten" der Löwener Theologen über Luthers Ketzereien zugeschickt, das gleichzeitig in Rom als die wissenschaftliche Grundlage für seine Verdammung im zweiten gerichtlichen Verfahren benutzt wurde. Die beiden Freunde spotteten nun zwar über dieses Bemühen der mönchischen Finsterlinge; aber nachweisbar war Hutten auch jetzt noch sorgfältig darauf bedacht, seine eigenen Wege zu gehen.

Die Reise Huttens nach Brüssel, um die von Sickingen ausgegangene Empfehlung zu benutzen, verzögerte sich aus Mangel an Reisegeld. Als ihm dann der Erzbischof eine Zahlung zukommen ließ, war es das Schmerzensgeld für die plötzliche Entlassung aus dem Hofdienste, den der Schriftsteller ohnehin nur seiner Verwandtschaft mit dem Hofmeister verdankte. Er war daher auch nur selten und nur auf kurze Zeit in der Nähe des Kardinals gewesen, und von irgendwelchem Einfluß Huttens auf dessen kirchenpolitische Haltung kann keine Rede sein. Jetzt aber hatte Albrecht durch seinen römischen Gesandten schon ernste Vorwürfe des Papstes zu hören bekommen, die von den Häuptern der geistlichen Regierung, dem Statthalter und dem Generalvikar, den ersten Würdenträgern des Domkapitels, kräftig unterstützt wurden. Das Gewitter entlud sich in einem grellen Blitzschlage, als Hutten am 4. Juni aus einer Depesche des erzbischöflichen Gesandten erfuhr, daß am 25. Mai die Kardinäle dem päpstlichen Urteil zugestimmt hätten, das den Bann über Luther und seine Anhänger aussprach, und daß Dr. Eck ihn selbst als der Gefährlichsten einen angegeben habe. Von den schwersten Sorgen

gepeinigt, richtet er nun die ersten flüchtigen Zeilen an den Schicksalsgefährten in Wittenberg. In den verworrenen Ausrufungen dieses Briefes hat man den Ausdruck einer starken Begeisterung für Luthers Sache zu finden gemeint: vielmehr ist es ein Ausbruch der Verzweiflung, die durch die hochtönenden Redensarten nur kümmerlich verhüllt wird. Hutten verwahrt sich entschieden dagegen, mit Luther in geheimer Verbindung gestanden, das gleiche Ziel wie dieser Feind der Kirche verfolgt zu haben. Aber gleichzeitig möchte er doch an dem starken Geiste, dem volkstümlichen Einflusse Luthers Rückhalt gewinnen; daher die sonderbare Zumutung, dieser möge ihm doch alle seine Pläne mitteilen!

In Brüssel wurde Hutten nun bald inne, daß er keine Aussicht habe, am Hofe des jungen Spaniers auch nur zu den zahlreichen Stellen armer Edelleute zugelassen zu werden; ja, mit Schrecken gewahrte er, daß er vielmehr in eine furchtbare Falle geraten war. Der rohe Sickingen hatte ein nicht unabsichtlich hingeworfenes Wort des stolzen und ehrgeizigen Bischofs von Lüttich, Eberhard von der Mark, dahin gedeutet, daß er mit dessen Hilfe dem deutschen Schriftsteller einen ehrenvollen Posten verschaffen und sich so dessen Sippe auf billige Weise verpflichten könne. Der Kirchenfürst war nun zwar der Bruder des wallonischen Bandenführers Robert, des Herrn von Sedan, der gewöhnlich im Solde Frankreichs gegen Habsburg focht, aber damals seinen Frieden mit Karl V. gemacht hatte und mit Sickingen in geschäftlichen Beziehungen stand. Aber Eberhard war zugleich der Gönner der Löwener Dominikaner und dann der schärfste und grausamste Verfolger der lutherischen Bewegung in seinem Fürstentum. In Rom aber war schon die Instruktion für die Nuntien aufgesetzt worden, nach der sie zur blutigen Ausrottung der lutherischen Sekte die Hilfe des weltlichen Armes, also vor allem des Kaisers, anrufen und neben den Schriften Luthers besonders die Huttens verbrennen sollten. Gerade dessen letzte kirchenpolitische Veröffentlichung mit der Widmung an den Erzherzog Ferdinand hatte in Rom schon solche Beachtung gefunden, daß sie hier ausdrücklich hervorgehoben wurde. Diese Weisungen wurden dem schon am Kaiserhofe weilenden Nuntius Caracciolo, der schon bei der Wahl von 1519 als Parteigänger Spaniens gewirkt hatte und sich daher des größten

Einflusses erfreute, durch eine Vertrauensperson, einen Barfüßermönch, überbracht. Sofort erhielt Hutten von deutschen Freunden am Hofe dringende Warnungen: zweifellos wollte man der Schwierigkeit, einen deutschen Edelmann auf Reichsboden zu verhaften, dadurch vorbeugen, daß man ihn in der Fremde spurlos verschwinden ließ. So waren es durchaus keine übertriebenen Befürchtungen vor „Gift und Dolch", die Hutten veranlaßten, schon am 1. August die Rückreise anzutreten. Ein Glück, daß er sich bei dem in diesen Tagen erfolgten Zusammentreffen mit dem tückischen Ketzerrichter Hochstraten, dem „Henker in der Kutte", wie ihn Erasmus genannt hat, nicht zu dem Priestermord hinreißen ließ, zu dem Luther seine Anhänger angestiftet haben sollte: die Folgen einer solchen Tat, mit deren Androhung Hutten nachmals zu prahlen liebte, hätten für die aufkeimende Reformation schlechthin vernichtend sein müssen!

In Mainz sah sich Hutten sofort von seiten der erzbischöflichen Regierung mit Verhaftung bedroht, der er nur durch schleunige Flucht nach der väterlichen Burg entging. Nun aber bot ihm der Generalvikar ehrenvolle Bedingungen für eine löbliche Unterwerfung an, die gerade in diesem Falle für die Kirche weit vorteilhafter sein mußte als eine schwierige Verfolgung des durch seine Sippe und die Ansprüche seines Standes gedeckten Edelmanns. Ende des Monats ging Hutten mit seinem alten Freunde Crotus in Fulda darüber zu Rate: es war die entscheidende Wendung in seinem Leben. Nach der bisherigen Auffassung sollte man erwarten, daß er jetzt nur die Wahl zwischen der Unterwerfung unter Rom und dem Anschluß an Wittenberg hatte. Zwar verbot ihm sein Trotz als „deutscher Ritter" und sein Stolz auf den angeblich nur zum Wohle des Vaterlandes geführten Kampf gegen die päpstliche „Tyrannei", die Ausplünderung Deutschlands durch die römischen Pfründenjäger, die „Kurtisanen", sich dem Bannfluch zu beugen, wie er dem vermittelnden mainzischen Rate Capito in einem neu entdeckten Briefe erklärte. Aber seine Scheu, durch offenen Übergang in das lutherische Lager, durch Anrufung des kurfürstlichen Schutzes sich als Ketzer zu bekennen, war so groß, daß er den am 4. Juni angekündigten Besuch in Wittenberg doch vermied. Und das entsprach durchaus der inneren Gleich-

gültigkeit und Verständnislosigkeit, mit der er allem wesentlichen Inhalt der lutherischen Lehre, dem vertiefsten religiösen Gefühl wie ihren ernsten sittlichen Anforderungen gegenüberstand. Die dürftigen Redensarten und wahllos zusammengerafften Bibelsprüche, mit denen er den Verteidiger der christlichen Wahrheit feiert, können darüber nicht hinwegtäuschen. Sein widerspruchsvolles Verhalten in der Zeit seines äußerlichen Anschlusses an die evangelische Bewegung ist ein weiterer Beweis für die Oberflächlichkeit seiner Überzeugung.

Hutten ging also von Fulda nicht mit Crotus nach Erfurt, wo dieser sofort zum Rektor gewählt wurde, oder gar nach Wittenberg, sondern suchte einen Unterschlupf bei dem ehemaligen Verbündeten seiner Familie auf der Ebernburg. Von hier aus entfaltete er nach fast halbjährigem Schweigen eine lebhafte literarische Tätigkeit, allerdings nicht mit Hilfe einer eigenen Druckerei, die es weder auf der armseligen Steckelburg noch neben den Waffenkammern Sickingens gegeben hat. Während sein bisher rührigster Verleger, Johann Schöffer in Mainz, für ihn im Kerker büßen mußte, fand er an Johann Schott in Straßburg einen gleichgesinnten, zu vorwitzigen Streichen aufgelegten Helfer. Zunächst schickte er seine „Klagschriften" in die Welt: beim Kaiser, beim Kurfürsten von Sachsen, beim Erzbischof von Mainz, beim ganzen deutschen Volke beschwerte er sich über die durch das ungerechte Urteil des Papstes ihm angetane Schmach, jammerte über die furchtbaren Folgen des Bannes, der ihn von aller menschlichen Gemeinschaft auszuschließen drohte, und gebärdete sich als ein schuldlos verfolgter Vorkämpfer nationaler Ehre und Freiheit gegen römische Gewaltherrschaft und priesterliche Habgier. Dabei wollte er die durch Luthers Schriften verstärkte Unzufriedenheit mit den kirchlichen Mißständen nur eben ausnutzen, um die Zurücknahme des Bannes zu erzwingen. Dazu verlangte er vom Kaiser Verhör, ob die über ihn, einen deutschen Edelmann, verhängte Kirchenstrafe zu Recht bestehe oder nicht.

Wie er sich hier auf die Vorrechte seines Standes berief, so war er auch in seinen Spottschriften in erster Linie gegen die Benachteiligung seiner Standesgenossen durch kuriale Beamte (die „Kurtisanen") zu Felde gezogen, die den zu einem förmlichen „Adelsmonopol" ausgear-

teten Anspruch der ritterbürtigen oder hochadligen Familien auf die einträglichen und bequemen Stellen an Dom- und Stiftskirchen zu schmälern wagten. Jetzt aber begriff er, welche Bedeutung in der großen kirchlichen Bewegung auch die Stimmung des ungelehrten Volkes, des Bürgers und Bauern, erlangt hatte. So ging er denn dazu über, deutsch zu schreiben, zu seiner Rettung „das Vaterland anzurufen". Er tat es zunächst in seinem bedeutendsten deutschen Gedicht, der „Klag und Verwahrung gegen die übermäßige, unchristliche Gewalt des Papstes zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen". Hier ergänzte er die ihm aus dem Gespräch von der „Römischen Dreifaltigkeit" geläufigen Vorwürfe gegen die Herrschsucht, Geldgier und Prachtliebe der Päpste, die Ausbeutung der geistlichen Gnaden und die Entsittlichung, die Trägheit und den Bildungshaß der Geistlichen durch die Erzählung seines persönlichen Schicksals. Zugleich taucht jetzt bei ihm der verhängnisvolle Gedanke auf, in Ausübung seines angestammten Fehderechts und mit Hilfe seines waffengewaltigen Gastgebers an seinen Verfolgern Rache zu nehmen. Der Plan war, in einem förmlichen „Pfaffenkrieg" die römischen Prälaten zinspflichtigen Dörfer niederzubrennen, die Bauern wegzuschleppen und so den Ertrag der Pfründen zu schädigen, womöglich auch hohe Geistliche selbst wegzufangen, sie auszuplündern oder zur Zahlung von Lösegeld zu nötigen. In den späteren, maßlos wilden Fehdebriefen wurde auch mit Angriffen auf Leib und Leben gedroht, und den Nuntien hat Hutten widerholt den Tod angekündigt.

Schon die erste Andeutung eines solchen Gebarens genügte, um jede Verständigung mit Luther auszuschließen, die Hutten eben damals in einem leidenschaftlichen (für uns verlorenen) Schreiben herbeizuführen versuchte. Und auch beim Kurfürsten von Sachsen, in dessen Gebiet Hutten bei Ausführung seines Feldzugsplanes Zuflucht zu finden hoffte, stieß er nur auf kühle Ablehnung. Schon seine feierliche Zuschrift vom 11. September würdigte man keiner Antwort; die spätere Anfrage wegen eines Asyls in dem ebenso törichten als verbrecherischen Bandenkrieg wurde mit stillschweigender Verachtung behandelt.

Dieselbe Zurückhaltung bewies aber auch Sickingen: nur zum Schutz, nicht zum Trutz, hatte er dem bedrängten Standesgenossen seine Burgen

geöffnet. Vor allem aber rechnete der ehrgeizige Unternehmer auf die Dankbarkeit und die kriegerischen Bedürfnisse des Kaisers, dem er Ende Oktober bei der Krönung in Aachen aufwartete, um jetzt schon seine Bestallung als Feldhauptmann für den herandrohenden Krieg mit Frankreich zu empfangen. Ein stattliches Darlehen, das er dem stets geldbedürftigen Herrscher gewährte, war der festeste Kitt dieses Verhältnisses, das eine ernstliche Begünstigung Luthers und der abenteuerlichen Pläne Huttens von vornherein ausschloß. Für seinen lächerlichen Anschlag auf die Nuntien während ihrer Reise von Aachen nach Köln, den Hutten deshalb in Abwesenheit des Schloßherrn auszuführen versuchte, stand ihm nur die Hilfe einiger verwegener Humanisten und Studenten zur Verfügung, über deren Eifer er sich hinterher selbst ärgerte.

Um diese Scharte auszuwetzen, warf er sich in den letzten Wochen des Jahres 1520 mit verdoppeltem Eifer auf den Kampf mit der Feder. Für Luther im besonderen trat er dabei nur ein in dem kurzen lateinischen und deutschen Gedicht von „dem lutherischen Brand zu Mainz" (28. November), zu dem er schon durch die am 12. November in Köln vollzogene Bücherverbrennung angeregt worden war. Für sein Verhör vor Karl V. suchte er diesen durch einen geschichtlichen Rückblick auf die älteren Streitigkeiten zwischen Kaisern und Päpsten zu gewinnen. Vor allem aber mußte er auf Rückendeckung in nächster Nähe bedacht sein. Denn die vermeintlich „unerschütterliche Wand", an die er sich in seinem Kampfe gegen die römische Priesterherrschaft, in seiner „kurtisanischen Sache", zu lehnen gedachte, war schon bedenklich ins Wanken geraten.

Es ist bezeichnend für die Einseitigkeit des in Standeshochmut befangenen Schriftstellers, daß er für die schweren Gebrechen der deutschen Kirche, die sich aus der weitgehenden Bevorzugung des Adels ergaben, erst sehr spät einige Worte des Tadels fand. Und doch waren „die reisigen Bischöfe", „die trunkenen Domherren" — allein an der Würzburger Hauptkirche wurden 54 adlige Herren alle diese Jahrhunderte hindurch standesgemäß versorgt — an der Veräußerlichung der Religion, dem Verfall der Sitten mindestens ebenso schuldig wie die wenigen „Kurtisanen". Aber mit äußerster Vorsicht vermeidet es Hutten, von den Gegnern zu reden, die ihm jetzt aus seinem eigenen

Stande erwachsen waren. Da war besonders der ehrgeizige und gewandte, dabei rücksichtslose Philipp von Flersheim, der spätere Bischof und damalige Domsänger von Speier, der Verfasser einer bekannten Chronik. Dieser war über Huttens großes Gedicht gegen Papst und Geistlichkeit so in Harnisch geraten, daß er seinem Schwager scharf zusetzte und die Entfernung des romfeindlichen Literaten verlangte. Ähnlich ließen sich die Verbündeten Sickingens aus seiner ruchlosen Fehde gegen die Reichsstadt Worms, Bischof und Domgeistliche, durch den dortigen Generalvikar, den früheren Heidelberger Juristen Johann Vigilius, vernehmen. Hutten sah sich also bald so in die Enge getrieben, daß er in der Widmung seines „Gesprächbüchleins", der Übersetzung seiner besten Dialoge, einen demütigen Appell an die Großmut seines Gastgebers richtete. Doch sollte er bald am eignen Leibe erfahren, wie wenig die „Herbergen der Gerechtigkeit", wie er hier die Burgen des großen Räubers und Friedbrechers nannte, diesen Ehrennamen verdienten. Er sah sich gleichzeitig zu einer „Entschuldigung" genötigt, in der er sich gegen die Unterstellung verwahrte, als ob er ein Feind des geistlichen Standes schlechthin wäre. Das wertvollste Vermächtnis dieser Zeit ist aber die zweite Reihe der lateinischen Gespräche. Auch diese waren zum Teil auf die Gewinnung Sickingens berechnet, den Hutten in den „Räubern" als den künftigen Feldherrn der beiden miteinander auszusöhnenden Stände, der Ritter und der Bürger, feierte, die sich zum Kampfe gegen die römischen Anmaßungen zusammenschließen sollten. In dem „Warner II." hat er seinem Feinde, dem stolzen Prälaten, der bald Kardinal zu werden hofft, ein Denkmal gesetzt. Der Sache Luthers war „der Bullentöter" gewidmet, ein Meisterwerk von dramatischer Lebendigkeit, aber ohne Sinn für den Ernst und die Tiefe des großen Geisteskampfes. So ist denn auch der Versuch Huttens, den nüchternen, selbstsüchtigen Sickingen für Luthers Lehre zu gewinnen, indem er ihm seine volkstümlichen Schriften vorlas, ohne nachhaltige Wirkung geblieben: der kriegerische Geschäftsmann begriff wohl den Vorteil und die Annehmlichkeit mancher Reformen in Gottesdienst und Priesterleben; den religiösen Gedanken und sittlichen Werten, die den Kern der erneuten evangelischen Wahrheit bildeten, stand er ebenso kühl gegenüber wie Hutten.

Inzwischen war ihm bei seiner regen Verbindung mit der schon seit Anfang Dezember in Worms weilenden kaiserlichen Regierung dieser Schützling schon so unbequem geworden, daß er einen geradezu frivolen Versuch machte, ihn zu „verschieben". Hutten, der gleichzeitig seine Vettern vergeblich zur Teilnahme an seinem Pfaffenkrieg zu gewinnen suchte, wenn ihm der Kaiser das Verhör versagen und somit der Bann zur Wirkung gelangen sollte, mußte sich um eine Zuflucht bei jenem wallonischen Bandenführer bewerben, die ihm auf Sickingens Fürsprache hin sofort mit verdächtiger Bereitwilligkeit zugesagt wurde. Aber der Bedrängte übersah bald, in welchen Hinterhalt er bei dem Bruder des Bischofs von Lüttich geraten mußte, und dachte nun an Flucht in die böhmischen oder thüringischen Wälder. Doch da ihm Sickingen aus Rücksicht auf seine Familie nicht geradezu die Gastfreundschaft kündigen konnte, so blieb er, und nun kam ihm während des Wormser Reichstags Luthers volkstümliche Stellung und der Einfluß des Kurfürsten von Sachsen mittelbar zugute.

Der scharf blickende und tatkräftige Vertreter des Papstes, der mit der Vollziehung der Bannbulle gegen Luther und seinen Anhang betraute Humanist Aleander, fand seine Aufgabe trotz der rückhaltlosen Unterstützung des Kaisers und seiner Minister doch immer schwieriger und gefährlicher, je näher die Eröffnung des Reichstags heranrückte. So galt es denn, die Feinde zu trennen und, während man den furchtbaren Mönch unschädlich zu machen suchte, nicht zugleich durch Verfolgung Huttens die fränkische Ritterschaft vor den Kopf zu stoßen und vielleicht auch den Groll Sickingens zu erregen. So ließ denn der Nuntius durch den mainzischen Rat Capito die beruhigende Versicherung nach der Ebernburg übermitteln, daß von einer Exkommunikation Huttens nichts bekannt sei, obwohl soeben die endgültige Bannbulle aus Rom eintraf, in der neben Luther auch Hutten namentlich angeführt und der Kurfürst Friedrich mit aller politisch zulässigen Deutlichkeit in das Urteil einbezogen worden war. Ja, der Kardinal von Salzburg, der bisherige leitende Minister Maximilians I., den der arme Literat einst in Italien vergeblich um Anstellung in seinem Hofdienst gebeten hatte, versuchte ihn jetzt durch zwei humanistische Räte mit

einem ähnlichen Angebot zu ködern, wie er Staupitz durch eine stattliche Pfründe der Sache Luthers abspenstig gemacht hatte. Der Plan scheiterte wohl nur an dem berechtigten Mißtrauen, mit dem Hutten die Versprechungen des harten und verschlagenen Emporkömmlings aufnehmen mußte.

Nun aber setzte mit dem Beginn des Reichstags (27. Januar) eine stürmische romfeindliche Bewegung unter den Ständen ein: die weltlichen Fürsten äußerten sich selbst dem jungen Kaiser gegenüber rücksichtslos und in heftigen Ausdrücken über die römische Mißwirtschaft, die willkürliche Vergebung der Pfründen, die Verschleppung der Rechtshändel, die Steigerung aller Unkosten; selbst ein grundsätzlicher Gegner Luthers wie der albertinische Herzog Georg von Sachsen stellte sich mit einer geharnischten Beschwerdeschrift, in det auch der Mißbrauch des Ablasses und anderer geistlicher Befugnisse nicht vergessen war, an die Spitze der Unzufriedenen und erklärte, daß eine gründliche Reform der Kirche nur auf einem Konzil durchgeführt werden könne und müsse.

Hutten, der von der Ebernburg aus in reger Verbindung mit Worms stand, hatte den glücklichen Gedanken, als Herold dieser konziliaren Bewegung aufzutreten, indem er eine Schrift aus den Tagen des Konstanzer Konzils veröffentlichte, in der die Unabhängigkeit einer solchen Kirchenversammlung vom Papst verfochten wurde. Zugleich wies er in einem kurzen, packenden Vorwort auf die Gebrechen des geistlichen Standes hin und deutete an, welche entscheidende Rolle dem jungen Kaiser in diesem Kampfe gegen die römische Gewaltherrschaft zugefallen sei. Beigefügt war die Ermahnung eines uns sonst unbekannten Theologen, „bei dem rechten alten christlichen Glauben zu bleiben". Hier wurde der Nachweis geführt, daß gerade in Luthers Lehre die echte urchristliche Wahrheit wiedergewonnen sei, die von Päpsten und Mönchen entstellt und mißbraucht wurde. Das Schriftchen war sehr geschickt auf die Gewinnung der vornehmen Laien auf dem Reichstage berechnet, unter denen der Kurfürst von Sachsen mit Erfolg die Ansicht vertrat, daß man Luther einen Widerruf nur insofern zumuten dürfe, als er etwa mit den Grundwahrheiten des Christentums, dem Inhalt des Apostolischen Bekenntnisses, im Widerspruch

stehe. Die Erfindungen der mittelalterlichen Theologie wie die Anordnungen der Päpste im kanonischen Recht wurden damit der Kritik der Wittenberger Neuerer preisgegeben: das war der Sinn der Antwort, mit der die Reichsstände den ersten kaiserlichen Entwurf eines Verfolgungsgesetzes am 19. Februar ablehnten. Zugleich aber verriet Hutten damit seinen innersten Wunsch, sich nicht durch seine bisherigen Angriffe auf die römischen Mißbräuche von der Kirche losgesagt, sich nicht als Ketzer bloßgestellt zu haben.

Da nun der Reichstag gleichzeitig dem Kaiser seine Absicht ankündigte, die alten Beschwerden gegen den Römischen Stuhl in einer Denkschrift zu erneuern, und ihre Abstellung im Notfalle durch Verweigerung der Abgaben an den Papst zu erzwingen gedachte, so hätte Hutten bei weiterer literarischer Unterstützung der ständischen Kirchenpolitik, vor allem durch Vorbereitung eines Nationalkonzils auch unabhängig von den Lutheranern, zu denen er nicht gerechnet zu werden wünschte, eine ansehnliche Stellung behaupten können. Aber nun verfiel er nach seiner sprunghaften, leidenschaftlichen Art wieder in eine zügellose Polemik, die in der Aufforderung zu gewalttätigem Vorgehen, zum Pfaffenkrieg gipfelte. Es waren die berühmten „Invektiven", in denen er den in Worms versammelten Kirchenfürsten und Priestern noch einmal unter wütenden Schmähungen das alte Sündenregister vorhielt und dann besonders die beiden Nuntien als schamlose Erpresser und Betrüger, als Spione des Papstes, als Todfeinde der Wissenschaften und Verderber des Gewissens brandmarkte und unter förmlicher Ankündigung der Fehde mit Ermordung bedrohte. Dem Kaiser wie dem Erzbischof von Mainz gingen besondere Schreiben zu mit anmaßlichen Ermahnungen und Warnungen. Dabei hatte der rabiate Schriftsteller zwar auch Luthers gedacht, indem er gegen die Vollziehung des Bannes ohne ein vorheriges Verhör dieses Verteidigers evangelischer Wahrheit protestierte; doch wollte er auch jetzt seine Sache mit der Luthers nicht verknüpft wissen. In der Tat war die Veranlassung zu diesem Zornesausbruch wieder die Verletzung seiner Sonderinteressen gewesen. Am 2. März hatte der Kaiser den Reichsständen den umgearbeiteten Entwurf eines Glaubensgesetzes vorgelegt, in dem

die persönliche Bestrafung Luthers vorerst beiseite gelassen, dafür aber um so schärfere Maßregeln gegen seine und die Schriften seiner Anhänger gefordert wurden. Aber nicht nur sollten diese, lateinische wie deutsche, „durch Feuer oder Wasser oder auf anderm Wege" vertilgt werden, sondern es sollte auch gegen seine Anhänger, also in erster Linie gegen die Verfasser und Käufer aller solcher Schriften wie gegen Ketzer und Empörer eingeschritten werden. Das war es, was den selbstbewußten Schriftsteller so in Harnisch gebracht hatte, daß er nun in flammender Entrüstung sich dagegen verwahrte, wenn so das Urteil gegen ihn und gegen Luther vorweggenommen und zugleich eine unerträgliche Knebelung des geistigen Lebens, eine Ächtung der Wissenschaften durchgeführt werden sollte.

Hätte er sich auf diese durchaus zutreffende Kennzeichnung der römischen Schliche und ihre Vereitelung durch Anrufung der öffentlichen Meinung beschränkt, er hätte sich selbst und zugleich der deutschen Nation den größten Dienst erwiesen. Aber einmal gab er durch die Maßlosigkeit seiner Drohungen den Gegnern eine willkommene Handhabe, die ganze Partei der wildesten Umsturzpläne und Mordgedanken anzuklagen: die Nuntien überreichten sofort die gegen Aleander gerichtete Brandschrift in französischer Übersetzung dem Kaiser, bei dem sie sich wegen Verletzung des Völkerrechtes beschwerten. Das schlimmste aber war, daß Hutten, nachdem er so die evangelische Sache durch seine Unbesonnenheit bloßgestellt hatte, für seine Person einen geradezu verräterischen Rückzug antrat und sich überdies zu einer für Luther höchst gefährlichen Intrige mißbrauchen ließ.

Der Nuntius Aleander hat nun zwar in seinen Depeschen „die Niederträchtigkeit und Ungeheuerlichkeit" dieser Schmähschriften gehörig unterstrichen, um dem Papste zu Gemüte zu führen, welchen Gefahren er angesichts dieser Verschwörung ausgesetzt sei, die von einem derartigen Fanatiker geführt, zugleich über die Waffenmacht Sickingens verfüge. In der Umgebung des Kaisers fühlte man sich jedoch vor einem solchen Überfall der Lutheraner völlig sicher, da die Verhandlungen über das von Sickingen aufzustellende Söldnerheer im besten Gange waren. Man konnte vielmehr daran denken, den

skrupellosen Bandenführer und die beutelustigen Edelleute, die ihm zuziehen würden, zut Vollstreckung des Bannes und der Reichsacht an den Ketzern zu benutzen, deren Hab und Gut jedem zu rechtlich unanfechtbarem Besitz zugesprochen werden sollte, der sie „niederwerfen", sie gefangennehmen oder erschlagen würde. Schon hatte der Unterhändler Karls V., ein bei der Kaiserwahl erprobter Diplomat, Paul von Armstorff, der Inhaber der Hohkönigsburg, bei seinen Besuchen auf der Ebernburg auch mit Hutten Freundschaft geschlossen. Denn der Kammerherr, der in des Kaisers Zimmer schlief, hatte es durchgesetzt, daß seinem Bruder vom Papste die Abtei Surburg in Unterelsaß verliehen worden war, auf die eigentlich ein römischer Notar, ein geborener Elsässer, ältere und bessere Rechte hatte. Als aber die Kurie Miene machte, diese anzuerkennen, hatte Armstorff vor den Reichsfürsten über die römischen Ränke Klage geführt und mit Hutten einen Raubzug gegen den Pfründenbesitz des Mitbewerbers verabredet.

Als nun Anfang April jene „Invektiven" erschienen waren, verfielen die kaiserlichen Räte sofort auf den Gedanken, durch diesen Mittelsmann auf den unbequemen Literaten einzuwirken. Zugleich aber machte sich die ernste Sorge geltend, daß der Ketzermeister demnächst vor dem Reichstage erscheinen werde und daß die unzufriedenen Stände in der Frage der äußeren Kirchenreform mit ihm gemeinschaftliche Sache machen könnten. Zwar hatten die leitenden Staatsmänner, der Minister Wilhelm von Croy, Herr von Chièvres, und der Großkanzler Gattinara, im Einvernehmen mit den Nuntien Ende März einen wieder von Aleander verfaßten Erlaß veröffentlicht und weithin in das Reich versandt, nach dem alle Schriften Luthers beschlagnahmt, überdies auch die Schriften seiner Anhänger nicht mehr gedruckt und verkauft werden sollten, auch jede Billigung seiner Lehre bei strengster Strafe untersagt wurde. Der tückische Streich, der hinter dem Rücken des Reichstags ausgeführt wurde, war vor allem darauf berechnet, Luther von dem Erscheinen in Worms abzuschrecken. Denn nach dem zwischen Kaiser und Ständen am 6. März abgeschlossenen Übereinkommen, dem einzigen verfassungsmäßigen Beschluß in Luthers Sache, war ihm für Hin- und Rückreise auf die Dauer von je drei Wochen wie für seinen

Aufenthalt in Worms freies Geleit durch beide gesetzgebende Gewalten des Reiches verbürgt worden, das jedes gerichtliche Vorgehen gegen ihn ausschloß; auch sollten keine Maßregeln auf Grund kaiserlicher Verordnungen während dieser Zeit gegen ihn ergriffen werden. Um diese reichsgesetzliche Sicherheit also galt es den gefürchteten Gegner zu betrügen, um dann das Urteil des Papstes ungesäumt an ihm vollziehen zu können.

Und so erschien denn am 6. April, von Armstorff eingeführt, der Beichtvater des Kaisers, der französische Franziskaner Jean Glapion, auf der Ebernburg, der schon vorher als Vertrauensmann Aleanders mit höchstem diplomatischem Geschick den Versuch gemacht hatte, den Kurfürsten von Sachsen noch in letzter Stunde zur Preisgebung seines Schützlings zu bereden. Dieser hatte ihn aber durch seinen Kanzler Dr. Brück nicht minder geschickt abfertigen lassen. Aus diesen Verhandlungen geht nun hervor, daß die Römlinge alle ihre Hoffnung darauf gesetzt hatten, Luther durch seinen Landesherrn zu einem mehr oder weniger verhüllten Widerruf zwingen zu lassen: entweder sollte er zunächst nur seine letzten, freilich auch bedeutendsten theologischen Schriften, die von der „Babylonischen Gefangenschaft der Kirche" und die „Verteidigung der in der Bulle Leos X. verdammten Sätze" zurücknehmen, oder sich mit der durch die Maßnahmen seiner Gegner erklärlichen Leidenschaftlichkeit, mit zorniger Übereilung entschuldigen. Ein solcher teilweiser Widerruf würde ihn nicht nur bald zu weiterem Zurückweichen genötigt, sondern ihn auch um den Ruf der Überzeugungstreue und somit um alles Vertrauen bei seinen Anhängern gebracht haben. Wenn ihm aber dieses Rettungsmittel zu plump erscheinen sollte, hielt man ihm den Ausweg offen, seinen Lehren auf spekulativem Wege einen gut katholischen Sinn unterzulegen, also seine Rechtfertigungslehre im Sinne der von der Kirche anerkannten Theologie des Thomas von Aquino umzudeuten, die ja in ihrer Auffassung der göttlichen Gnadenwirkung sich ebenfalls auf Paulus und Augustinus zu berufen pflegte. Kein Geringerer als Kajetan hatte den Gegnern Luthers vorgehalten, daß es sich bei den von ihnen meist aus allem Zusammenhang herausgerissenen Sätzen keineswegs um Ketzereien

handle, sondern um wissenschaftliche Streitfragen, bei denen der Augustiner eben nur mit der von den Dominikanern bevorzugten Richtung sich in Widerstreit befand. Als Aleander und Glapion in einem Auszug aus den letzten Schriften Luthers die ihrer Meinung nach anstößigsten Sätze zusammenstellten, die er in erster Linie widerrufen müsse, hatten sie zwar nicht gerade diese Grundlagen der lutherischen Heilslehre im Auge; aber meist waren es rhetorisch zugespitzte Äußerungen, die schon im engeren Zusammenhange verständlich wurden; und überdies hatte Glapion ausdrücklich darauf hingewiesen, daß manches, wie die Folgerungen Luthers aus dem allgemeinen Priestertum der Getauften, aus seiner ebenso gelehrten als geistvollen Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen" sich zwanglos im kirchlichen Sinne verstehen lasse. Aber schon jener scharfblickende Jurist hatte das Bedenken geltend gemacht, daß dies wohl kaum von allen Sätzen Luthers, und zwar besonders nicht von den in der Bulle verurteilten Angriffen auf die Machtstellung des Papstes gesagt werden könne. Und wenn nun Luther über solchen theologischen Erörterungen die Frist versäumte und des Schutzes der Reichsstände verlustig ging, dann blieb ihm schließlich doch nichts weiter übrig als schleunige, bedingungslose Unterwerfung oder der Gang zum Scheiterhaufen.

Und Sickingen würde ihn nicht davor geschützt haben. Denn dieser ließ sich bald überzeugen, daß Luther in seinen lateinischen Schriften ganz andere und offenbar ketzerische Dinge gelehrt habe als in den deutschen: er wollte selbst der erste sein, das ins Feuer zu werfen. Auch Hutten wurde sehr kleinlaut, als ihm der Beichtvater bewies, daß er sich dem Verdacht ausgesetzt habe, glaubensfeindliche Lehren begünstigt zu haben. Er hatte schon von Armstorff erfahren, daß ihm der Kaiser ein Jahrgehalt von 200 Gulden zahlen wolle; nur dürfe er dann seine Angriffe auf Papst und Geistlichkeit nicht fortsetzen und müsse dies dem Kaiser durch ein Entschuldigungsschreiben zusichern. So zeigte er sich denn sehr beflissen, dem Beichtvater darzutun, daß er bei seinen Spottschriften nur das Beste der Kirche im Auge gehabt habe: er habe die Laster und Gebrechen der Geistlichen gerügt und empfohlen, ihren Reichtum als die Quelle aller Verderbnis auf ein vernünftiges Maß

zurückzuführen. Seine bisherige Parteinahme für Luther suchte er damit zu entschuldigen, daß nach seiner Meinung dieser Außerordentliches für die Erklärung der Heiligen Schrift geleistet habe; im übrigen wird er sich auch hier wie in seinem ersten Schreiben an Luther auf den Standpunkt zurückgezogen haben, daß er ihm nur so weit zugestimmt habe, als sein Verständnis reiche.

Hier griff nun ein anderer Gast der Ebernburg in die Erörterung ein, der für sich mit Recht ein volles Verständnis der umstrittenen Lehre in Anspruch nehmen durfte: der kühne und geistvolle Martin Butzer, der soeben seinen Austritt aus dem Dominikanerorden durchgesetzt und vor der Rache Hochstratens bei Sickingen Schutz gesucht hatte. Hutten aber hatte ihm dieses Asyl erschlossen, weil er dessen letzte Schriften ins Deutsche übersetzt, ihm auch sonst gelehrte Hilfsdienste erwiesen hatte. Beide Theologen verabredeten nun für den folgenden Tag eine gründliche Erörterung der brennenden Frage, der Hutten jedoch unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit fernblieb. Er hatte es sehr eilig, sein Entschuldigungsschreiben an den Kaiser abzufassen, in dem er beteuerte, daß er nur aus Sorge um dessen Ehre so heftig geschrieben habe; da aber Karl V. inzwischen das Verhör Luthers zugestanden habe und von weiterem Vorgehen gegen ihn selbst als kaiserlichen Pensionär keine Rede mehr war, so konnte sich der patriotische Schriftsteller nun beruhigt von dem kirchenpolitischen Kampfplatze zurückziehen.

Aber die bedenkliche Rolle, die man ihm in der Intrige des kaiserlichen Kabinetts zugedacht hatte, war damit noch nicht ausgespielt. Denn der gleisnerische Glapion und der jugendlich optimistische Butzer kamen nun nach sechsstündiger Bemühung dahin überein, daß Luthers grundlegende Lehren einen so unanfechtbar rechtgläubigen Sinn hätten, daß der Kaiser keine Veranlassung haben werde, gegen ihn einzuschreiten. Dieses Ergebnis brauche nur in einer zwischen Luther selbst und dem kaiserlichen Vertrauensmann abzuhaltenden Besprechung aufs neue festgestellt und der Kurie mitgeteilt zu werden, um seine Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche unter der bereits zugesagten Vermittlung des Kaisers herbeizuführen. Es fehlte zunächst nur die Billigung der beiden leitenden Männer, die am Reichstage Luthers Sache

vertraten, des Kurfürsten von Sachsen und des kurmainzischen Rates Capito, die jeder in seinem Wirkungskreise, vom reichspolitischen und vom theologisch-kirchlichen Standpunkte aus dem Reformator die Verhandlung auf der Ebernburg empfehlen sollten, um ihn noch in letzter Stunde von dem durch die Vorladungsurkunde vorgezeichneten Wege abzulenken. Butzer wandte sich also an Capito mit dem ehrlich gemeinten Erbieten, ihm als dem erfahrenen Staatsmanne und tüchtigen Theologen über die Aussichten der geplanten Vermittlung Rechenschaft zu geben. Hutten richtete ein minder offenherziges Schreiben an Spalatin, in dem er bat, dem Kurfürsten anzuzeigen, daß er sich beim Kaiser entschuldigt habe — von dem Jahrgehalt und seiner Schweigepflicht sagte er nichts — und daß er auch „Hoffnung habe in Doktor Luthers Sache". Binnen zwei Tagen werde Sickingen die Erlaubnis des Kaisers erwirkt haben, ihn nach der Ebernburg „zu erfordern"; dann werde man dies dem Kurfürsten anzeigen und die Einladung an Luther ergehen lassen. Der weise Staatsmann aber würdigte diese ungeheuerliche Zumutung, die den Erfolg seiner hingebenden Bemühungen, die Rechtfertigung Luthers vor dem Reichstage, zu hintertreiben bestimmt war, keiner Beachtung. Hutten selbst, dem die Überbringung „der Botschaft" an Luther „auferlegt" worden war, um ihn durch den Zuspruch der beiden Edelleute, des berühmten Schriftstellers und des gewaltigen Kriegsmannes, desto sicherer in die Falle zu locken, wagte schließlich doch nicht, dem „unüberwindlichen Evangelisten, dem heiligen Freunde und ehrwürdigen Vater", wie er ihn alsbald brieflich in Worms begrüßte, unter die Augen zu treten. So mußte denn Butzer versuchen, ihn bei der Durchreise in Oppenheim abzufangen. Es war der letzte Tag des für die Hinreise gültigen Geleits; der Umweg über die Ebernburg, wohin der Beichtvater erst noch beschieden werden mußte, hätte Luther der Willkür des Kaisers und der unerbittlichen Rachsucht der römischen Machthaber ausgeliefert: das Bündnis zwischen Karl V. und Leo X., das dem Spanier die Eroberung Mailands mit Hilfe des Kirchenstaates ermöglichen und dafür der Kirche die Ausrottung der deutschen Ketzerei verbürgen sollte, stand dicht vor dem Abschlusse. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der kaiserliche Feldherr die

Auslieferung des Ketzermeisters nicht verweigert haben würde: für diesen Fall war seine Entsendung nach Rom bei Karl V. beschlossene Sache. Die günstige Stimmung der Reichsstände hätte man durch den Hinweis auf sein verdächtiges Ausbleiben leicht in das Gegenteil verkehren können. Denn der einzige überzeugte Anhänger Luthers in den fürstlichen Kreisen war der Kurfürst von Sachsen, und seine Stellung wurde ohnehin immer schwieriger. Sein Geheimschreiber hat denn auch keinesfalls den Reformator noch zu guter Letzt vor dem Erscheinen in Worms warnen müssen, sondern ihn nur auf die Umtriebe der Gegner aufmerksam gemacht, denen zum Trotz der Glaubensheld sich zur ausbedungenen Stunde vor Kaiser und Reich einfand, entschlossen, auch in dieser entscheidenden Stunde die einmal erkannte Wahrheit nicht zu verleugnen.

Diesem felsenfesten und dabei so schlichten, bescheidenen Auftreten Luthers gegenüber machen die letzten Zuschriften des wetterwendischen Ritters mit ihrem Wust von Bibelsprüchen und der dreisten Ermahnung zur Standhaftigkeit einen peinlichen Eindruck. Er selbst mußte sehr bald die Unhaltbarkeit seiner neuen Stellungnahme begreifen. Der kühne Hermann von dem Busche, der in literarischer Befehdung und persönlicher Überwachung der Nuntien unter großer persönlicher Gefahr alles das getan hatte, womit Hutten zu prahlen liebte, gab ihm zu verstehen, wie die Römlinge über die klägliche Haltung eines Gegners spotteten, der „immer nur belle, aber nicht beißen werde", und wie die Freunde und Mitstreiter enttäuscht seien. Sein pomphaft angekündigter Pfaffenkrieg laufe darauf hinaus, daß er harmlose nach Rom pilgernde Landsleute belästigt habe; die Vertreter des Papstes aber dürften ungehindert und mit der offenkundigen Gunst des Kaisers ein Verfolgungsgesetz vorbereiten, mit dem man nicht mehr bloß gegen die Bücher, sondern gegen Leib und Gut der Lutheraner wüten werde.

In der Tat kann man noch heute keinen schärferen Vorwurf gegen den Mann erheben, der sich als Vorkämpfer der deutschen Freiheit gegen römische Tyrannei und priesterliche Verfolgungssucht aufzuspielen pflegte, als daß Hutten nicht nur zu den Machenschaften geschwiegen hat, die schließlich zur Verkündung des erschlichenen

Reichsgesetzes führten, sondern daß er auch hinterher keine Worte gefunden hat, um die Hinterlist seiner Urheber und die Maßlosigkeit seines Inhalts zu rügen. Besonders das dem Reichstage nicht vorher angekündigte Pressegesetz, das auch die Verfasser romfeindlicher, also nicht nur Lutherischer Schriften mit der Reichsacht bedrohte, und die Unterwerfung der gesamten nationalen Literatur unter die Zensur der Bischöfe hätte einen Schriftsteller von der Vergangenheit Huttens zu erbittertem Kampfe in die Schranken rufen müssen. Aber dieser hat nur eben in einem Schreiben an den Nürnberger Ratsherrn Pirkheimer, den Senior der deutschen Humanistengemeinde, seine Glossen über die Behandlung Luthers auf dem Reichstage gemacht: man habe ihm eine ausführliche Rechtfertigung unmöglich gemacht und sogar daran gedacht, ihn unter Bruch des Geleits zu verfolgen, was man nun durch das denkbar grausamste Edikt auf alle seine Anhänger auszudehnen gedenke. Dabei machte er ganz richtig eine von dem Nuntius Aleander angeworbene Gruppe von Bischöfen für dieses Vorgehen verantwortlich, verschwieg aber die maßvolle und entgegenkommende Haltung der weltlichen Fürsten ebenso wie die rücksichtslose Feindschaft des jungen Kaisers in seiner Erklärung vom 19. April. Immerhin klagte er, daß auch dieser unter dem Einfluß schlechter Ratgeber als Vorkämpfer des Papstes und der römischen Kirche auftrete. Genug, als dieser Brief schon nach wenigen Tagen in Worms handschriftlich verbreitet und dann von einem Straßburger Drucker unmittelbar hinter jenem Entschuldigungsschreiben vom 8. April veröffentlicht wurde, mußte selbst ein so verblendeter Starrkopf wie Hutten begreifen, daß man ihm schwerlich das ausbedungene Jahrgehalt zahlen, daß er somit gut tun werde, die unhaltbare Verbindung selbst zu lösen. Zudem spitzten sich die Verhältnisse am Reichstage derartig zu, daß unter dem Drucke der Sickingenschen Rüstungen aller Widerstand gegen die lutherfeindlichen Umtriebe wie gegen die reichspolitischen Forderungen des burgundischen Kabinetts verstummte. Der Landgraf von Hessen hatte sich schon zeitig in Sicherheit gebracht; der Kurfürst von Sachsen, der durch die Gicht gelähmt war, verließ die Stadt am 23. Mai in einer geliehenen Sänfte plötzlich und ohne den Urlaub des Kaisers,

mit dem er dann erst von Heidelberg aus unter dem Schutze des Pfalzgrafen weiter verhandelte. An demselben Morgen ließ Hutten durch seinen Reitknecht im Vorzimmer des Kaisers das Schreiben abgeben, durch das er sich seiner Dienstpflicht entledigte. Am 25. Mai wurde nun nach der feierlichen Schlußsitzung, in der alle Beschlüsse des Reichstags verlesen und bestätigt wurden, ohne daß der lutherischen Sache mit einer Silbe gedacht wurde, von jener papistischen Kerntruppe in der Wohnung des Kaisers eine Scheinsitzung veranstaltet, in der der Kurfürst von Brandenburg, vom Papste durch politische Vorteile gekauft, die lügenhafte Erklärung abgab, das verlesene Edikt sei von allen Reichsständen gebilligt worden. Am nächsten Tage wurde diese von Aleander verfaßte Urkunde von dem bigotten Jüngling im Wormser Dome unterzeichnet; und am 29. Mai wurden Luthers Schriften und Bildnis von Henkershand öffentlich verbrannt: die entrüstete Bürgerschaft mußte es geschehen lassen, da den Fremden die Waffen Sickingens zu Gebote standen, der am 3. Juni in Mainz eine mehrstündige Besprechung mit dem Kaiser und seinen Ministern hatte.

Aus diesen Tatsachen erhellt zur Genüge, was es mit der Prahlerei Huttens auf sich hat, daß er ernste Vorkehrungen getroffen habe, die von Worms abziehenden Nuntien abzufangen: nur daß sie im kaiserlichen Gefolge reisten, habe diese nationale Großtat vereitelt. Tatsächlich hatte er die Ebernburg räumen müssen und konnte nun allerdings, frei von allen Rücksichten, sich dem sattsam angekündigten „Pfaffenkriege" widmen.

Dieses ebenso klägliche als verbrecherische Unternehmen bestand nun zunächst darin, daß er in den unteren Maingegenden an kleine Strauchdiebe und Wegelagerer Vollmachten ausgab zur Beschädigung der Geistlichen, zu der er sich kraft der angekündigten Fehde für berechtigt hielt. Er wurde in diesem Treiben durch einen schweren Anfall seines Leidens auf längere Zeit unterbrochen. Auf einer abgelegenen Burg Sickingens durfte er seine Genesung abwarten, die er sofort zu jener dreisten Erpressung an den Straßburger Kartäusern benutzte. Daß ihn die städtische Regierung dabei unterstützte, den geängsteten Mönchen die stattliche Summe von 2000 Gulden abzunehmen, erklärt sich daraus, daß in-

zwischen Sickingen von seinem völlig gescheiterten Feldzuge an der Maas zurückgekehrt war, und daß er, vom Kaiser in Ungnade entlassen, nun weder auf den Landfrieden noch auf die Kirche Rücksicht zu nehmen brauchte.

Der Poet rühmte sich seiner Heldentat in einem übermütigen Reiterliede, dem Seitenstück zu dem Gedicht: „Ich habs gewagt mit Sinnen", das jedoch auch schon in keinerlei Beziehung zu Luthers Sache steht und ebenfalls erst nach dem Wormser Reichstage entstanden ist. Hutten begründet hier seinen Entschluß zur Eröffnung des Pfaffenkrieges damit, daß nun jede Aussicht geschwunden sei, sich durch Verhör vor dem Kaiser zu rechtfertigen: so wolle er denn „die Karten besser mischen"; Reiter und Landsknechte werden ihn nicht im Stich lassen. So kündigt er jetzt eine neue Unternehmung an:

„Nun wölln wir forder lassen
„Karthuser-Orden stan
„Und lugen uf der Straßen,
„Wo komm' ein Kurtisan,
„Darzu das Bettelgesind,
„Das sonder allen Frommen
„Beraubt die Welt geschwind."

Dabei hatte er es besonders auf seine alten Gegner aus dem Reuchlinschen Streite, die Ordensbrüder Hochstratens, abgesehen. Denn auch die täppische Einmischung Sickingens in den römischen Prozeß gegen den Verfasser des „Augenspiegels" als den Verteidiger der Judenbücher hatte keineswegs den Verlauf genommen, den Hutten sich davon versprochen haben mochte. Die Bedrohung der deutschen Dominikaner durch den Söldnerhäuptling hatte nur ein scheinbares Entgegenkommen zur Folge, da Sickingen bald unter dem Einfluß seiner geistlichen Geschäftsfreunde von der Wormser Fehde her auf ein freundschaftliches Abkommen mit dem Orden einging. Es war also die Folge seiner durch Hutten veranlaßten Drohungen, wenn die Dominikaner nun in Rom durchsetzten, daß Reuchlins Buch endgültig verworfen, er selbst zur Tragung aller Kosten verurteilt wurde. Als dann Pfefferkorn, der noch als

Hospitalverwalter in Köln lebte, in einer letzten gereimten Flugschrift ein rohes Triumphgeschrei erhob, benutzte dies Sickingen, als er im Sommer mit seinem Heere vorbeizog, zu einem seiner gewohnten Erpressungsversuche, der aber bei der festen Haltung der Reichsstadt versagte. Hutten hat nun im Frühjahr 1522, als jene Beute bei Wein, Weibern und Würfelspiel durchgebracht war, einen umfassenderen Anschlag auszuführen versucht, den er durch blutrünstige Fehdebriefe, die in Frankfurt und Straßburg angeschlagen wurden, ankündigte. Er wollte gegen die „unchristlichen, verdammten, schandhaftigen, goldgierigen Kurtisanen mit fehdlicher Tat, mit Wegnahme, Raub, Brand und Totschlag" vorgehen, wurde aber von der Stadt Frankfurt, deren Pfarrer er persönlich bedrohte, kurz abgefertigt und hatte auch bei Straßburg diesmal kein Glück. Dort hatte er die Dominikaner und die Chorherren der meist mit Bürgersöhnen besetzten Stifter — unter vorsichtiger Schonung des hochadligen Domkapitels — herausgegriffen. Aber der Stadtrat, der sich mit Sickingen auf guten Fuß gestellt hatte, erklärte kühl, daß es doch nur wieder auf eine Erpressung abgesehen sei, und so ging Hutten diesmal leer aus. Er hatte zwar den Klerikern, gegen die er alles beutelustige Kriegsvolk aufgerufen hatte, deutlich genug angeboten, sich von seiner Feindschaft loszukaufen: die einzige Wirkung aber war, daß die Dominikaner in Rom Lärm schlugen, und daß der von Hutten einst so unbillig geschmähte Kajetan ein langatmiges Breve aufsetzte, in dem sich Hadrian VI. bei dem Statthalter des Kaisers über diese mehr als mohammedanische Ruchlosigkeit beschwerte. Er sprach davon, daß dieser Hutten als Anhänger des Erzketzers Luther ganz Deutschland in die Schlingen des Satans verstricken werde, daß auf seinen Antrieb die Verkündiger des Evangeliums vertrieben oder ermordet worden seien, und verlangte, daß man künftig die Dominikaner ungehindert gegen „Huttens und seiner Anhänger Irrlehren" predigen lasse. Der Nuntius wurde jedoch in Nürnberg alsbald belehrt, daß die Kurie damit weit über das Ziel hinausschieße, und so wurde das Breve gar nicht überreicht. Denn in Deutschland war man weit davon entfernt, den letzten literarischen Kundgebungen des verkommenen Mannes noch größere Bedeutung beizulegen. Er ist jetzt zu einem bloßen Helfershelfer Sickin-

gens herabgesunken, der seinerseits die Unzufriedenheit des niederen Adels und die kirchenfeindliche Stimmung der Massen, vorab der Landsknechte, für seine selbstsüchtigen Anschläge auszunutzen suchte. Der evangelischen Sache, der er bei seinem Überfall auf das Erzbistum Trier dienen zu wollen vorgab, haben die beiden „ritterlichen" Gegner der Kirche hinfort nur geschadet. So hatte Hutten in seinem letzten deutschen Gedicht, der „Vermahnung der freien und Reichsstädte" die Absicht, das Bürgertum zum gemeinsamen Kampfe gegen die herrschsüchtigen, ländergierigen Fürsten aufzuwiegeln. Dabei war er so kurzsichtig, das von allen Ständen gebildete „Reichsregiment" in Nürnberg, das sich redlich Mühe gab, zwischen den Rittern und den Fürsten zu vermitteln, als eine einseitige Vertretung landesherrlicher Interessen aufzufassen und zugleich der Verfolgung der evangelischen Lehre anzuklagen. Das Gegenteil war richtig: unter dem Einfluß der humanistisch und juristisch gebildeten Räte, wie des wackern Kursachsen Hans von der Planitz und auch des Verfassers des Bambergischen Strafgesetzes, Johann von Schwarzenberg, hatte das Regiment einen milden und vorsichtigen Erlaß gegen übereilte äußerliche Neuerungen herausgegeben, der Luthers Person und Lehre unangetastet ließ und vielmehr das Wormser Edikt zu verdrängen bestimmt war. Noch übler aber war die „demütige Ermahnung", mit der sich Hutten etwas später (Juli 1522) an die werdende lutherische Gemeinde von Worms wandte: nach einem Schwall von tröstlichen Bibelsprüchen, mit denen er sie zu ihrer evangelischen Haltung beglückwünschte, erging er sich in den wütendsten Ausfällen gegen den dortigen Domprediger, einen in seiner Art tüchtigen Theologen, und forderte schließlich die Bürger auf, ihren Bischof samt den Domherren mit Waffengewalt zu verjagen: der Dompropst, den er doch nicht mit Namen zu nennen wagte, war jener Philipp von Flersheim! Das Ganze scheint darauf angelegt zu sein, falls Sickingens Anschlag auf Trier glückte, ihm eine weitere Eroberung in dem benachbarten Bistum zu ermöglichen. Denn unmittelbar darauf nahm Sickingen auf dem Rittertage zu Landau Fühlung mit den verwegeneren Mitgliedern dieses Standes, die ihm bei seinem ebenso verbrecherischen als aussichtslosen Unternehmen Zuzug leisteten.

Nunmehr aber brach das Verhängnis auch über seinen Schützling herein. Seine Abwesenheit hatte Hutten wieder zu einem seiner heillosen Streiche benutzt: diesmal hatte er, vom Geldmangel gepeinigt, seinen Reitknecht zu einem regelrechten Straßenraube ausgeschickt, an dem er sich selbst wohl nur wegen schnell zunehmender Gebrechlichkeit nicht beteiligte: zwei Äbte wurden ausgeplündert. Aber bald darauf fiel der Missetäter den streifenden Knechten des Kurfürsten von der Pfalz in die Hände, der ihn mit dem Tode bestrafte und bald auch den Anstifter zu Schadenersatz nötigte, indem er einen Wagen mit den Kleidern und Büchern Huttens abfangen ließ. Denn dieser war auf die Kunde von der Niederlage Sickingens vor Trier nach Basel geflüchtet, nicht ohne unterwegs die Schlettstädter Gelehrten anzuborgen, die ihm der früheren Beziehungen wegen und wohl auch aus Furcht vor seiner spitzen Feder diese Steuer nicht zu verweigern wagten. Denn unverkennbar war Hutten schon seit dem Herbst 1520 einer wachsenden Vereinsamung verfallen: die Anhänger der alten Kirche zogen sich von dem Gebannten zurück, die lutherisch Gesinnttn aber konnten mit gutem Grunde kein Vertrauen mehr zu ihm haben.

In Basel angelangt, hat er gegen Ende des Jahres zunächst versucht, sich in einer wilden Schmähschrift an dem vermeintlichen Urheber seines Unglücks, dem Kurfürsten Ludwig, zu rächen. In dem drückenden Bewußtsein, mit jenem Raubanfall denn doch eine schwere Schuld auf sich geladen zu haben, die ihn, auch abgesehen von seiner Verbindung mit Sickingen, der Reichsacht preisgeben mußte, versuchte er, diese Tat aus dem Fehderecht im Zusammenhang mit seinem förmlich erklärten „Pfaffenkriege" zu rechtfertigen. Der Landesherr habe nicht nur die altüberlieferte Freiheit des deutschen Adels mißachtet, sondern er habe auch nur aus schnöder Habgier die Partei der anrüchigen Kurtisanen ergriffen, weil er diesen ein Schutzgeld abgenötigt habe. Selbstverständlich wird auch das Vorgehen des Pfalzgrafen gegen Sickingen als völlig unberechtigt und unnötig grausam gebrandmarkt, obwohl der rebellische Vasall die Langmut seines Lehnsherren durch einen übermütigen Angriff verscherzt hatte. Dieses maßlos heftige und verworrene „Ausschreiben" fand keinen Drucker, ebensowenig wie die letzte latei-

nische „Klagschrift" Huttens „gegen die Tyrannen", mit der er noch einmal gegen die höchste Reichsbehörde zu Felde zog, die ihn zur Rechenschaft vorgeladen hatte, im übrigen aber den von Sickingen verführten Gruppen des Ritterstandes mit Nachsicht begegnete. Diese Schrift ist von dem Erfurter Humanisten Eobanus Hessus, der sie zum Druck befördern sollte, aus Rücksicht auf den Landgrafen von Hessen, den Hauptfeind Sickingens, vernichtet worden.

So war es auch nur dem Vorwitz eines mit Hutten eng befreundeten Buchdruckers, des temperamentvollen Johann Schott in Straßburg, zuzuschreiben, wenn im Frühjahr 1523 noch seine „Herausforderung" an Erasmus von Rotterdam veröffentlicht wurde. Der Anlaß zu dieser literarischen Fehde, die der Angegriffene in seinem „Schwamm" mit gleicher Schärfe fortsetzte, war ebenso kleinlich als ungerecht. Hutten hätte die höfliche Ausrede, mit der Erasmus es ablehnte, den verkommenen Menschen in seinem bescheidenen Gelehrtenheim zu beherbergen, stillschweigend hinnehmen sollen. Denn einmal bestanden zwischen ihnen keineswegs so ehrwürdige Pflichten der Freundschaft, daß sie durch diese Ablehnung hätten verletzt werden können. Und dann war Erasmus selbst als Schutzflehender in die Schweiz gekommen, von den Vertretern des Papstes und der landesherrlichen Inquisition zur Flucht aus seiner Heimat genötigt wegen gerichtskundiger und höchst wirksamer Förderung der lutherischen Irrlehre in Wort und Schrift. Wenn er jetzt einen Gebannten und Geächteten von dem Rufe Huttens bei sich aufnahm, mußte er ernstlich befürchten, daß auch ihm das Asylrecht in Basel versagt wurde, wie denn Huttens Ausweisung bald darauf von der Geistlichkeit durchgesetzt wurde. Wenn nun Hutten diesen persönlichen Anlaß benutzte, um den großen Gelehrten und Publizisten der Abtrünnigkeit gegenüber der evangelischen Lehre zu beschuldigen, so erscheint diese Anmaßung um so peinlicher, als wir jetzt wissen, daß Erasmus noch weit kühner und planmäßiger für die Reform der Kirche in Lehre und Verfassung eingetreten war, als dieser oberflächliche Beurteiler ahnte. Und dann hatte sich Erasmus nur durch die furchtbarsten Drohungen nach förmlicher Entlarvung durch den schlauen und erbarmungslosen Aleander zum Rückzuge

nötigen lassen. Seine Flucht nach der Schweiz bedeutete noch keineswegs den Verzicht auf seine selbständige Kirchenpolitik, die unter Vermeidung des Schismas immer noch die allmähliche und friedliche Umbildung der Gesamtkirche anstrebte. Und das wußte man nirgends besser als in Wittenberg, wo besonders Melanchthon diesen frechen Angriff auf den geheimen Verbündeten auf das schärfste verurteilte. Noch übler aber erscheint dieses herostratische Gebaren, wenn man erwägt, daß Hutten sich auch bei dieser Gelegenheit dagegen verwahrte, selbst schlechthin für einen „Lutheraner" zu gelten, und für seine Kritik der äußeren Mißstände der Kirche, die weder originell noch von tieferem Verständnis für die Möglichkeiten der Besserung getragen war, eine ruhmvolle Selbständigkeit in Anspruch nahm. Derselbe Mann aber hatte gerade in der gefährlichsten Lage, als eine kraftvolle und geschickte Bearbeitung der öffentlichen Meinung den Umtrieben der Römlinge gegenüber dringend erwünscht war, sich um schnöden Gewinnes willen — der ihm dann nicht einmal zufiel — den Mund verschließen lassen. Es mußte den mit rabulistischer Gewandtheit und rhetorischer Leidenschaft vorgetragenen Anklagen Huttens von vornherein zugute kommen, daß der Gegner seine schwächsten Stellen nicht kannte und selbst in seiner Verteidigung aufs äußerste beschränkt war; mußte Erasmus doch jetzt daran gehen, die Spuren seines seit 1519 unterhaltenen Einvernehmens mit Luther und mit dem fürstlichen Beschützer des Reformationswerkes zu vertuschen. Um so weniger braucht man mit dem nur allzu begründeten Verdachte zurückzuhalten, daß es dem von allen Mitteln entblößten Schriftsteller und seinen Gesellen, dem verdorbenen Studenten Heinrich von Eppendorf, im Grunde nur auf eine der ihm längst geläufigen Erpressungen ankam. Erst als Erasmus dieses Ansinnen weit von sich wies, weil dann kein Ende abzusehen war, half ihnen der gewissenlose Buchdrucker das von allen einsichtigen Zeitgenossen verabscheute Attentat ausführen.

Die schwerste Einbuße aber erleidet das von den letzten Vertretern der romantischen Legende gezeichnete Bild Huttens durch die Tatsache, daß ihm die vielumstrittene Flugschrift „Neu-Karsthans" endgültig abgesprochen werden mußte. In diesem von gründlicher theologischer

Bildung und warmer evangelischer Gesinnung getragenen Werke versucht ein glühender Verehrer Luthers den Bauernstand unter Ablehnung aller gewaltsamen Mittel für die reine Lehre zu gewinnen und so auch die Abstellung der kirchlichen Mißstände als Nebenwirkung einer Entwicklung zu sichern, die in erster Linie die religiöse und sittliche Hebung des niedern Volkes erstrebt. Es rührt nun allerdings von einem Mitgliede des Ebernburger Kreises von 1521 her. Aber sein Verfasser war der spätere Reformator von Straßburg, Martin Butzer, dessen jugendlicher Optimismus sich nur in der Überschätzung Sickingens arg vergriffen hat. Es liegt nahe, die geringe Wirkung der geistvollen Schrift, die an sich gewiß den Höhepunkt der volkstümlichen Literatur im Dienste der Reformation bedeutet, die aber nur einmal gedruckt worden ist, auf diesen Mißgriff zurückzuführen, daß man den rüden Bandenführer als Herold dieser idealen Anschauungen anhören sollte: man kannte ihn weit und breit nur allzu gut und lehnte darum ein Buch ab, das ihn derartig verherrlichte. Damit entfallen auch alle weitergehenden Folgerungen über die durch diese Schrift vorbereitete Verbindung zwischen Ritter- und Bauernstand und ganz besonders die über den Radikalismus des Verfassers: denn die wunderlichen „Dreißig Artikel" am Schlusse, die mit der friedlichen Tendenz der Flugschrift in grellem Widerspruch stehen, sind eine eigenmächtige Zutat jenes übermütigen Buchdruckers.

So drängt sich denn das literarisch wertvolle und kirchenpolitisch leidlich verständige Schaffen Huttens etwa auf die zwei vor dem März 1521 liegenden Jahre zusammen. Wenn man ihm auch neuerdings eine weitergehende Abhängigkeit von seinen Vorbildern, den Reden Ciceros und den Dialogen Lucians, nachgewiesen hat, so fällt dies bei einem humanistischen Schriftsteller nicht allzusehr ins Gewicht. Nur sollte man sich auch in dieser Hinsicht vor einer Überschätzung hüten, die schon wegen des Mangels an Erfindungsgabe sich verbietet. Auch seine stilistischen Erfolge verdankt er einem eisernen Fleiß, der ihn zu unablässigem Ansetzen der Feile drängte und ihm die sorgfältigste Ausnutzung der Vorlagen ermöglichte. Es war sein Verhängnis, daß diese Selbstkritik ihm bei allen andern Lebensäußerungen schlechterdings ver-

sagt war. Dazu kam, daß er es bei seiner zügellosen Lebensführung, bei seiner Abneigung gegen geordnete Berufstätigkeit versäumt hatte, sich über die rein formalen Künste hinaus eine gründlichere wissenschaftliche Bildung anzueignen. Mag man ihn also auch von der Frone der Jurisprudenz lossprechen und von den amtlichen Pflichten, die gerade auf ihn recht heilsam hätten einwirken können, so bleibt doch der Vorwurf, daß er auch dem klassischen Altertum gegenüber so wenig Aufnahmefähigkeit bewies. Bei seiner übertriebenen Bewertung der Form unterließ er es, sich zu einer vertieften Kenntnis der antiken Bildung hindurchzuarbeiten, die ihn befähigt hätte, etwa als Geschichtschreiber der deutschen Vergangenheit die Hoffnungen zu erfüllen, die sich an seinen Dialog „Arminius", seinen Rückblick auf die Kämpfe der Kaiser und der Päpste anknüpfen ließen. Schon der Vergleich mit dem in der Sprache Julius Cäsars und dabei in bewundernswerter Beherrschung des Materials verfaßten Werke eines Johannes Sleidanus zeigt, was Hutten seinem Vaterlande schuldig geblieben ist, dessen Verherrlichung ihm bisher so hoch angerechnet wurde. Und auch dazu gilt es zu bedenken, daß dieses gesteigerte patriotische Gefühl ein Gemeingut des deutschen Humanismus war und von manchen Zeitgenossen Huttens der fremden Priesterschaft wie den Übergriffen der Franzosen und dem gelehrten Dünkel der Italiener gegenüber weit folgerichtiger zur Geltung gebracht wurde als von ihm, der bei den Äußerungen seines nationalen Bewußtseins wie in seiner Polemik gegen das Papsttum überdies noch stets sehr stark durch die Sonderinteressen seines Standes beeinflußt war. Am wenigsten aber eignet er sich als Vorbild eines geläuterten politischen Denkers oder einer wenn auch leidenschaftlich einseitigen, so doch charaktervollen Haltung im Kampfe um die höchsten Güter des deutschen Volkes.

Seine an sich beschränkte Entwicklung war längst abgeschlossen, als am 29. August 1523 ein qualvoller Tod dem hoffnungslosen leiblichen und sittlichen Zusammenbruch folgte. Ein Glück, daß Luther durch seine strenge Zurückhaltung einer weiteren Ausdehnung der übeln Nachrede vorgebeugt hatte, die der evangelischen Sache ohnehin aus dem frevelhaften Unternehmen Sickingens erwachsen war. Ja, er war den gefähr-

lichen Umtrieben Huttens schon längst in einer Flugschrift, der „treuen Vermahnung zu allen Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung", deutlich genug entgegengetreten[1].

Als er Anfang Dezember 1521 jenen geheimen Besuch in Wittenberg machte, wo ihm die Studentenunruhen gegen Messe und Bilderdienst durchaus keine Bedenken einflößten, hatte er in Erfurt von Huttens Pfaffenkrieg gehört und jene Flugschrift „Neu-Karsthans" flüchtig eingesehen. Er hatte da gelesen, wie der Bauer mit „Pflegeln und Kolben dreinzuschlagen drohte", und wie die drei Verschwörer in den wilden Artikeln am Schluß sich bei ihrer Verwerfung der Zeremonien, des Bilderdienstes, der Ohrenbeichte ausdrücklich auf Doktor Luther beriefen. Wenn sie zugleich im Namen Huttens zu blutiger Gewalttat an Priestern und Mönchen wie an den Vertretern des Papstes aufforderten, so war auch aus der Verherrlichung Sickingens darauf zu schließen, daß Hutten der Verfasser sein müsse. Indem Luther übersah, daß die Schrift trotz aller Klagen über die kirchlichen Mißstände mit einer Vermahnung zu friedlichem Ausharren schloß, glaubte er seine lieben Deutschen vor solchen „rohen und abgeschmackten" Gesellen, die sich „seines Namens rühmen" („rudes et insulsi nostri nominis iactatores"), warnen zu müssen, und so kündigte er Spalatin in zwei gleichzeitigen Briefen an, daß er dem „unverantwortlichen Treiben (importunitas) einiger der Unseren" mit einer volkstümlichen „Ermahnung" entgegentreten wolle. In diesem Schriftchen führte er nun, ganz wie er es schon im Januar in seinem Antwortschreiben an Hutten erklärt hatte, aus, daß für das Evangelium „nicht mit Gewalt und Mord" gestritten werden dürfe, daß es hier „nicht des Hauens und Stechens bedürfe"; durch das Wort sei die Welt überwunden worden, und allein durch das Wort werde auch die Kirche reformiert und die Macht des Papstes gebrochen werden. Und wie er am 27. Februar seinem besorgten Kurfürsten ausdrücklich hatte erklären lassen, er wünsche nicht, daß „gegen das unkriegerische Volk der Geistlichen Krieg geführt" werde — hier genügten die gesetzgeberischen Maßregeln des deutschen Adels, d. h. der auf dem Reichstag versammelten

[1] Die Belege in meiner Einleitung zu dieser Schrift in Luthers Ausgewählten Werken, herausgegeben von H. H. Borcherdt, III. Bd. München und Leipzig 1921.

Stände —, so wiederholte er nun, es „sei wahrlich nicht nötig, jetzt die Pfaffen zu töten, da die Obrigkeiten Mittel genug zur Hand hätten", ihre Übergriffe abzustellen: es bedürfe dazu keinesfalls eines Aufruhrs. Bitter beklagt er sich über die Berufung auf seinen Namen bei so übermütiger Verführung des gemeinen Mannes, noch mehr über den Mißbrauch des Evangeliums, der von den Gegnern zur Verunglimpfung der reinen Lehre ausgenutzt werde: denn wenn einmal „der Unsern einer nicht eitel Geist und Engel ist, so soll all unser Ding unecht sein". Ein solcher Mitstreiter möge also „getrost" die verlogenen Parteigänger des Papstums „vor den Kopf stoßen", sie „mit harten, scharfen Worten bekämpfen"; aber er möge davon ablassen, das arme Volk mit seinen verhetzenden Worten zu „überpoltern und zu überrumpeln", seine „große Kunst darin zu erzeigen", daß er über Äußerlichkeiten der alten Kirche „kurz herfahre", mit „Hand und Pflegel drohe", nur um „seinen Mutwillen zu kühlen". Die Folge könne nur sein, daß die schlichten Leute ihr Herz der evangelischen Wahrheit verschließen würden, die ihnen ein so „stolzer, frecher und frevler Mensch" verdächtig gemacht habe: und dieses Urteil müsse er bestätigen.

Es entsprach also durchaus dem feinen Gefühl Luthers, wenn er den Tod eines Mannes, über den er ein so vernichtendes Urteil hatte fällen müssen, mit Schweigen überging. Um so dringender ist die Pflicht der Nachlebenden, das Bild seiner Heldenzeit von dem falschen Schein zu befreien, den die Verherrlichung Huttens als eines ihm ebenbürtigen Vorkämpfers der Reformation — zur größten Genugtuung ihrer Gegner — hervorgerufen hat.

Ulrich von Huttens Charakter und Bedeutung im Lichte seiner inneren Entwicklung[1]

Von Hedwig Delekat geb. Bickel, Priebus (Kr. Sagan)

Der sprunghafte Wechsel der äußeren Schicksale Huttens kann den Eindruck erwecken, als sei dieser Mann auch ein unzuverlässiger Charakter gewesen. Freilich hat ihm die religiöse Tiefe Luthers gefehlt. Darum hat er nicht, wie jener, die innere Lösung der Not seiner Zeit gefunden, sondern ist bei der äußeren stehengeblieben. Doch läßt sich, sobald man seinen Charakter und seine Bedeutung aus seiner inneren Entwicklung zu begreifen sucht, zeigen, daß er diese Lösung mit ehrlichem Willen und unter Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit erstrebt hat.

Aus dem Elternhause bekam Hutten den Eindruck einer naiven, kirchlich stark gebundenen Frömmigkeit mit, die sich bei dem Vater gröber, bei der Mutter feiner aussprach. Ihr wird es zu danken sein, daß er später nie in den Humanistenspott über Heiliges verfiel. Das Kloster Fulda gab ihm eine im wesentlichen scholastische Bildung mit, der doch die humanistischen Elemente nicht ganz fehlten. Von religiöser Beeinflussung ist nichts zu spüren, wie er denn auch seine Flucht keineswegs als Gewissensangelegenheit behandelt (II 145 § 96f.). In Köln geriet er zunächst wieder in die Scholastik, traf dort aber Crotus, der ihn der Erfurter Universität und dem Humanismus zuführte. In diesem fand er ein Ziel, für das er sich begeistern konnte, und innerlich verwandte Menschen. Für die folgenden 3—4 Semester (Frankfurt a. d. O.

---

[1] Die vorliegende Untersuchung ist ein Auszug aus einer 1918 von der Berliner philosophischen Fakultät angenommenen Dissertation, die bisher nicht gedruckt worden ist. Aus Raummangel bleiben hier alle Einzelheiten und Stellennachweise fort, die sich leicht mit Hilfe der Clemenschen Neuausgabe des Straußschen Huttenwerkes oder bei Kalkoff finden lassen. Abkürzungen: die nur mit Band- und Seitenzahl gegebenen Verweise beziehen sich auf Huttens Werke, hrsg. v. Ed. Böcking. Str. = D. F. Strauß, Ulrich von Hutten, hrsg. v. O. Clemen. 1914. Sz. = S. Szamatolski, Ulrich von Huttens deutsche Schriften. 1891. W. A. = Luthers Werke, Weimarer Ausgabe. Zs.f.Kg. = Zeitschrift für Kirchengeschichte. E.o.v. = Epistolae obscurorum virorum.

und Leipzig) kam er unter den Einfluß der moralischen Vorlesungen Aesticampians, deren Spur sich in allerhand moralischen Deklamationen seiner Jugendgedichte verfolgen läßt. Von ihm, besonders wohl von seiner Schätzung des Hieronymus, stammt die später bei Hutten stehend gewordene Gegenüberstellung von guter alter und schlechter neuer Theologie. In dieser geistigen Heimat bildete sich dem Entwurzelten das Gut, das ihm in den Stürmen der Irrfahrt zum festen Besitz wurde: sein Talent[1]. Die Heimat der Geburt gab dem nach fünf Jahren Zurückgekehrten etwas ebenso Wichtiges dazu: die feste Verbindung mit Sippe und Stand, die ihm seinen natürlichen Platz im Volksganzen anwies. Die gleich danach entstandene „Aufmahnung an Kaiser Max" und die Schrift, „daß die Deutschen nicht entartet seien", sind die ersten Schritte auf der ihm innerlich vorgezeichneten Bahn eines „Auferweckers teutscher Nation", wie er sich selbst später genannt hat. Im Heimatboden liegt die Wurzel seiner Kraft und seines Mißgeschicks: es ist die mittelalterliche Kaiseridee, von der keine noch so enttäuschende Erfahrung ihn auf die Dauer abzubringen vermochte. Wir sind geneigt, diese Idee von einem engen Begriff der Realpolitik aus für romantisch-verschwommen zu halten. In der Tat hatte sie im Reformationszeitalter bereits ihre realpolitische Bedeutung fast ganz verloren. Trotzdem stellte sie noch ein politisch-religiöses Symbol dar, an dem das Gefühl vielleicht der Besten hing. Diese bei Hutten zunächst mehr ererbte und gefühlsmäßige Anschauung wurde bei seinem ersten italienischen Aufenthalt zu bewußt nationaler Überzeugung gehärtet. Der Spott der Einheimischen und Franzosen, der über ihn selber nicht weniger herfiel als über die kriegerischen Taten des Kaisers, brachte diese Wirkung hervor. In dem Wirbel der Politik und seines eigenen Lebens trat ihm die Frage nahe, die ihn seitdem das ganze Leben hindurch beschäftigt hat: nach der Gerechtigkeit des Schicksals (Epigramme an Kaiser Max). Wie kann die gute Sache, die für ihn einfach mit der kaiserlichen bzw. seiner eigenen zusammenfiel, unterliegen? Gleich hier

---

[1] Clemen, Theologische Studien und Kritiken 1906, 308 ff., weist als Quelle für den „Niemand" den Sermo pauperis Henrici de sancto Nemine nach. Hutten kannte diesen Schriftsteller des 12. Jahrhunderts wirklich: E.o.v. I, App. 5. Dazu Index Suppl. IV 339.

zeigt sich die Auswirkung seiner einseitig willensmäßigen Veranlagung. Zu einer Vertiefung und grundsätzlichen Lösung kam er nicht. Er beruhigte sich bei einer rationalistischen Antwort im Stile der Moralphilosophie Aesticampians. Seine Natur trieb ihn dazu, die Schwierigkeit praktisch zu lösen. So haben diese Notzeiten zwar kaum seine sittlichen und religiösen Einsichten vertieft; wohl aber waren sie für ihn eine Schule des Willens, in der er lernte, nie zu verzweifeln und Widerwärtigkeiten aller Art als notwendige Begleiterscheinung jeder guten Sache anzusehen. Folgerichtig zog er später auch in der reformatorischen Frage die äußere Lösung der inneren vor.

Aus seiner nationalen Gesinnung entstand damals auch die erste Reibung mit der Kirche. Zunächst keineswegs grundsätzlich; sondern daß der derzeitige Inhaber des päpstlichen Stuhles, Julius II., der politische Feind seines Kaisers war, dieser Umstand öffnete Hutten die Augen auch für kirchliche Mißstände, besonders den Ablaßbetrieb. Bei der Rückkehr nach Deutschland stieß er nun mit den Geistlichen auch als Humanist zusammen; das bedeutete von da an soviel wie: als Reuchlinist. In Würzburg[1], dann besonders in Mainz, fand er Verehrer Reuchlins wie auch entschlossene Feinde (Peter Meyer und Johannes Bertram). Was Hutten an diesen Geistlichen empörte, war die wissenschaftliche Unbildung und der dabei zur Schau getragene Hochmut, mit denen sie sich in literarischen Dingen zu Richtern aufwarfen. Im Gegensatz dazu zeichnet er im Panegyrikus für Albrecht von Mainz sein Idealbild eines Geistlichen. Als Höchstes gilt ihm Bildung und Pflege der Wissenschaft. Was er nebenher an mehr geistlichen Zügen rühmenswert findet, ist deutlich durch den Gegensatz zu Julius II. bestimmt. Er sieht in jener Zeit die Geistlichen, wie Crotus sie sah: als Humanisten oder als Obskure. Darum erhob er damals

---

[1] Wenn man das E.o.v. II 20 erwähnte Schreiben Huttens an Neuenar wegen der Verbrennung des „Augenspiegels" (die am 10. Februar 1514 vollzogen wurde) als Tatsache nehmen kann, so ist dies die erste bekannte Äußerung Huttens über Reuchlin; zugleich ist ein Datum für seine Rückkehr nach Deutschland und ein Würzburger Aufenthalt damit gegeben. Vgl. dazu die zweifellos auf Augenschein beruhende Schilderung des evangelischen Domprediger Reiß in Würzburg (E.o.v. II 50), der vor August 1517 starb. Mehrere Angehörige seiner Familie waren dort Chorherren.

die gleiche Klage auch gegen die Juristen (s. Entwurf zum „Niemand"-Vorwort von 1515, I 175 ff.). Sie steht im Zusammenhang mit dem enttäuschenden Empfang des titellos Heimgekehrten durch die Verwandten.

Diese Kluft überbrückte die Ermordung seines Vetters Hans von Hutten durch den Herzog Ulrich von Württemberg. Die Tat rief die ganze Familie Hutten mit ihren Freunden auf den Plan. Auch Huttens Familiensinn und das Standesbewußtsein des Ritters wurden dadurch neu belebt. Dieser Halt, den ihm Familie und Stand gab, wurde später im Kampfe um die Reformation für ihn wichtig. In der Familiensache liegt auch der Ansatzpunkt seines Kampfes gegen das Territorialfürstentum. Beides ist gleichsam sinnbildlich dargestellt durch die erste Bekanntschaft mit dem künftigen Träger dieses doppelseitigen Kampfes: Franz von Sickingen. Hutten entdeckte dabei seine beste Waffe: die Anklage- und Streitschrift. Die Ulrichsreden wiederholen auf höherer Stufe die Lötzeklagen seiner Jugendjahre und sind ihrerseits Übung und Vorstufe für die Anklagen gegen Rom. Wieder sind die Gedankengänge weniger tief und neu als kraftvoll und wirksam.

Die bisherigen Erfahrungen mit den Geistlichen waren ihm von außen gekommen. Den Anstoß, sie selbst planmäßig aufzusuchen, kam von den Epistolae obscurorum virorum seines Freundes Crotus. Die Feinde Reuchlins und der Wissenschaft zu bekämpfen, indem man sie in ihrer Jämmerlichkeit ans Licht zog, das setzte voraus, daß man sie genau kannte. Die bisher ganz Unbeachteten werden plötzlich Gegenstand eifrigsten Studiums. Bei Crotus ist der zunächst wahrnehmbare Ausgangspunkt das Vergnügen über die vom Standpunkt des Humanisten so unendlich komische Welt. Im Grunde sind die E.o.v. aber für ihn der Versuch, durch Selbstverspottung sich von der Scholastik und Obskurität in seinem eignen Innern zu befreien. (Vgl. W. Brecht, Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum. Straßburg 1904. S. 72.) Ihm griff die Not der Wissenschaft, der Freiheit, des Gewissens nie ans innerste Leben. Er ist eine erschreckend kühle Natur, der im Grunde nichts heilig war. Hutten dagegen hörte bezeichnenderweise aus seinem Werke das heraus, was dort tatsächlich

nur mitklang: die Möglichkeit einer unendlich wirksamen Verteidigung Reuchlins. Die mimische Satire wurde zur offenen Streitschrift. Dabei zersprang der künstlerische Rahmen. Die Erfahrungen dieser Zeit haben ihm im wesentlichen für den späteren Kampf die persönliche Anschauung geliefert (Kurtisanenwirtschaft, Machtmißbrauch des Papstes, Aberglaube usw.). Es fiel ihm aber nicht ein, die kirchlichen Autoritäten überhaupt zu leugnen. Er griff nur von einer verdorbenen Gegenwart auf eine, wie er meinte, heilige Vergangenheit zurück. Aesticampians Gegenüberstellung von guter alter und schlechter neuer Theologie wurde ihm lebendig an Ausnahmen wie Reuchlin und Erasmus (Ausgabe des Hieronymus und des griechischen Neuen Testaments), und wahrhaft christlichen Persönlichkeiten wie dem Würzburger Domprediger Reiß. (Vgl. den künstlerisch ganz mißlungenen, als Schilderung von seinem damaligen Idealbild eines Geistlichen um so interessanteren Brief E. o. v. II 50.) Das Ergebnis dieser Erfahrungen ist die Vorrede, mit der er Vallas Nachweis der Fälschung der Konstantinischen Schenkung herauszugeben gedachte. Hier wird zum erstenmal das Sündenregister aufgestellt, das Hutten seitdem der Kirche unermüdlich vorgehalten hat: kriegerische Päpste, das ganze Ausbeutungssystem von Dispensen, Ablässen, Türken- und Palliengeldern usw. Die Veröffentlichung unterblieb vorläufig, wahrscheinlich wegen des kurz zuvor abgeschlossenen Dienstvertrages mit Albrecht von Mainz.

Zur gleichen Zeit erfuhr sein Nationalbewußtsein gegenüber dem Römertum eine bedeutende Stärkung durch die Kenntnis der neu herausgegebenen fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus mit ihren genaueren Nachrichten über den Freiheitskampf der Germanen unter Arminius[1]. Gelegenheit zu eigenem Eingreifen, wenn auch nur literarischen, gab der weitergehende Kampf gegen den Herzog von Württemberg (2. und 3. Ulrichsrede), der für ihn eine Sache der Freiheit des deutschen Volkes gegen seine Unterdrücker wird. Die Bedeutung auch

[1] Spuren davon in der damals entstandenen Widmung zur „Aufmahnung", Umarbeitung der Schrift „daß die Deutschen nicht entartet seien" III 155 V. 707; 335 V. 60. Auch der „Arminius" entstand höchstwahrscheinlich damals mit dem ihm verwandten „Phalarismus" unter dem Eindruck der Tacitus-Veröffentlichung einerseits, der Lukian-Lektüre anderseits.

dieser Reden liegt wieder nicht in der gedankenmäßigen Schulung, sondern in der glühenden Teilnahme an den Angelegenheiten des ihm von Natur zugehörigen Kreises und in der Gewöhnung, zum ganzen deutschen Volke zu sprechen, unbekümmert um Feindschaften, die daraus entstehen könnten. In dieser Zeit beginnen tatsächlich die ersten Anzeichen von Gefahr: gegen die nicht bekannten Verfasser der E. o. v. erging ein päpstliches Breve; hinter Hutten persönlich waren die Dominikaner her (I 150). Das stachelte ihn nur umso mehr an. (Vgl. I 130.)

In dieser Zeit — nach der zweiten Rückkehr aus Italien Sommer 1517 — ist Huttens humanistische Lehrzeit abgeschlossen. Er betrachtete sie nicht als Mittel zu einem stillen Gelehrtendasein, wie Mutian, Erasmus u. a. es führten, sondern als Vorbereitung für praktisch-nationale Aufgaben. Von dem Humanismus erhoffte er eine Hebung seines Standes aus seinem kleinlichen und zersplitterten Dasein; weiterhin sollte er der ganzen Nation zu Größe und Freiheit helfen. Von hier aus erhielt Hutten seinen Kampfruf: Für Wahrheit und Freiheit! Das Ziel ist dabei das Vaterland und bleibt es bis ans Ende seines Lebens; nicht humanistisches Weltbürgertum, nicht Reich Gottes. Die Entwicklung der späteren Jahre hat nie dies Ziel selbst verschoben, sondern nur den Begriff der Freiheit vertieft.

Die Wandlung von rein humanistischen zu allgemein nationalen Zielen kam darin zum Ausdruck, daß er sich den Erfurtern entfremdete, Neuenar und Sickingen anschloß. Was ihn an diesem anzog, war die Verbindung des Gedankens mit der Tat. Luther galt ihm vorläufig als Pfaff und Dunkelmann. Daß Hutten auch auf dem Augsburger Reichstag, auf dem er seine Türkenrede mit scharfen Ausfällen gegen Rom zu halten hoffte, Luther keine Beachtung schenkte, erklärt sich daraus, daß dessen Anwesenheit gerade in die Zeit der strengen Kur fiel, die Hutten damals durchmachte.

Aber das nun folgende Jahr der „unabhängigen wissenschaftlichen Muße" (August 1519 bis Juni 1520) — er war von Albrecht mit einem festen Jahresgehalt aus dem Hofdienst entlassen — bringt durch drei Anstöße eine rasche Entwicklung zu Luther hin: die Triaden des Crotus, die Leipziger Disputation und den Bamberger Aufenthalt. Bei den

Triaden, die Crotus etwa im Juni aus Italien nach Deutschland schickte, vollzog sich etwas ganz Ähnliches wie bei den E.o.v.: der geistreiche Spott wird für Hutten der Anlaß zu seiner gewaltigsten Streitschrift, dem „Vadiscus". Während er im Juli die erste Fassung rasch hinwarf, suchte er Anknüpfung mit Melanchthon. An Luther selbst wurde sein Interesse erst geweckt durch den Bericht, den er durch Stromer von der Leipziger Disputation erhielt[1]. Noch entscheidender für ihn war vielleicht ein Brief des Erasmus für Albrecht mit einem sehr günstigen Urteil über Luther, den Hutten besorgen sollte. Diesen auf die Öffentlichkeit berechneten Brief gab Hutten, ohne ihn Albrecht erst zu zeigen, sofort zum Druck. Das beweist sein Interesse für Luther. Er sah, wie Erasmus den Reformator als humanistischen Mitstreiter an, dem man nach besten Kräften zu helfen suchte. So vermittelte er ihm auch nach einem Besuche auf Landstuhl das Schutzanerbieten Sickingens, dem Luther schon durch einen Grafen Solms empfohlen war. Mit Rücksicht auf Albrecht, der, wie er klagte, Luthers Angriff leider persönlich nehme, wünschte er aber seine Vermittlung dabei im geheimen zu lassen. Aus einer von Hutten damals erhofften Zusammenkunft ist nie etwas geworden. Bei dieser Besprechung auf Landstuhl Anfang Januar 1520 entstand auch der Keim zu einem andern wichtigen Plan: den Bruder des Kaisers, Ferdinand, mit Sickingens Hilfe zu gewinnen (I 341). Darauf gebracht hat ihn offenbar das Lob des Erasmus (I 275), auf das hin er die Schrift De unitate ecclesiae conservanda Ferdinand gewidmet hatte. Sickingen hat dann zwei Monate später, im März, bei seinem Aufenthalt in Brabant tatsächlich für Hutten bei Ferdinand eine Stellung erwirkt.

Was Hutten an Luther Eindruck gemacht hatte, zeigt sich in seiner Schriftstellerei zum erstenmal in dem Vorwort zu der Neuherausgabe der Verteidigungsschrift für Heinrich IV. gegen Gregor VII.: er erwähnt ihren positiven Gehalt, durch den alle juristischen und scholastischen Spitzfindigkeiten beiseite geschoben werden, und hebt weiterhin hervor,

---

[1] Nicht nur die Widmung. Clemen, Beiträge zur Reformationsgeschichte I 24ff. Hinweise auf weiteren Briefwechsel: Stromer an Spalatin, 29. September und 17. Oktober. Wustmann, Der Wirt von Auerbachs Keller S. 92ff.

sie bekräftige alles mit Zeugnissen der Heiligen Schrift. Hutten folgt in dieser Gewohnheit hier zum erstenmal dem von ihm gerühmten Vorbild. Was ihn eigentlich dazu trieb, hatte er E.o.v. II 50 ausgesprochen, wo er seine Reformpläne an der Auslegung von Zeph. I, 12 f. entwickelt: „Weil ihr Kölner euch berausnehmt, die Schriften nach eurem Belieben zu deuten, so sollt ihr hören, wie auch ich die Worte des Propheten auszulegen vermag." Er hatte entdeckt, daß man diese Waffe umkehren konnte, und daß es eine scharfe Waffe war.

Den Übergang von persönlichen zu reformatorischen Angelegenheiten bildet bei Hutten das „Zweite Fieber". In dieser Satire auf das Lotterleben der Geistlichen riet er zu einer Aufhebung des Zölibats. Was er aber wirklich gegen Rom auf dem Herzen hatte, das kristallisierte sich um die römischen Dreiheiten des Crotus. So entstand 1519/20 seine große Kampfansage gegen Rom, der „Vadiscus oder die römische Dreiheit". (Auch die „Räuber" scheinen damals schon in Arbeit gewesen zu sein: Cochläus an Pirkheimer 8. Februar 1520, I 321.)

Es ist noch ganz dieselbe Art der Anklage, nur diesmal umfassend und grundsätzlich, wie er sie auch bisher schon als Humanist und Patriot geübt hatte. Wohl hatte er inzwischen in Luther einen Bundesgenossen erkannt, aber eigentlich von seinem Geiste bisher wenig verspürt, geschweige denn in sich aufgenommen. Das zeigt sich deutlich bei einem Vergleich des „Vadiscus" mit Luthers Schrift „An den christlichen Adel". Sie behandelt ja genau das gleiche Thema: die römischen Mißstände, wie sie schon ein Jahrhundert lang immer wieder von guten deutschen und frommen Christen vorgebracht worden waren. Luther führt sie geordnet Punkt für Punkt auf, Hutten in seiner sprunghaften Weise mit häufigem Wiederholen, Zurückgreifen, Neuanknüpfen, beide aber mit der starken Eindringlichkeit innerer Bewegtheit, die sich in heftigen Ausdrücken Luft macht. In der ungeschminkten Bezeichnung von Personen und Zuständen gibt keiner dem andern etwas nach. Bei beiden ist der verletzte Nationalstolz Antrieb zu der Klage, daß gerade die Deutschen immer des römischen Stuhles Gockelnarren sein sollen. Auch Luther fordert Maßnahmen zum Schutze deutschen Besitzes und Rechtes.

Geht man aber auf die letzte Begründung von Anklagen und Besserungsvorschlägen zurück, so hört für Hutten die Beunruhigung gerade da auf, wo sie für Luther beginnt. Hutten sieht in erster Linie äußere Mißstände — Beraubung deutscher Nation — und findet ihre Ursache in äußeren Beweggründen: Roms Geldgier. Folglich sucht er die Hilfe in einer äußeren Maßnahme: Einziehung des geistlichen Einkommens. Auszuführen ist dies natürlich durch den „weltlichen Arm", unter dem für Hutten selbstverständlich der Kaiser zu verstehen ist. Sein Recht dazu ist ein geschichtliches: die alten Kaiser, die noch nicht „verräterisch" die Macht des Reiches preisgaben, haben nach ihrem Gutdünken Päpste ab- und eingesetzt. Gestützt wird dieses Recht durch die rationale Überlegung, daß eine Geistlichkeit durch ungeistliches Leben sich ihrer Sonderstellung begibt. Hutten meint, Karl werde zu einem solchen Beginnen sofort bereit sein und die ganze Nation hinter sich haben, da es ihm wie ihr zu Ruhm und Ehre gereichen werde.

Nun fehlt zwar auch bei Hutten eine gewisse Verinnerlichung keineswegs. Er kann Äußerungen tun wie: der Ort heilige nicht die Leute, sondern die Leute den Ort; man achte Wallfahren und Ablaßkaufen höher als wirklich christliche Werke: jungfräuliche Ehre bewahren, Ehe redlich halten, Kinder gut erziehen. Neben der Empörung über die Unterdrückung der Deutschen durch die Welschen klingen gelegentlich auch andere Töne mit: die Klage über die Sittenverderbnis, die als Roms Gegengabe sich wie eine Pest über das deutsche Land verbreitet; die Schande des christlichen Namens, die Böhmen und Russen in der Abspaltung hält und die Türken hindert, Christen zu werden. Endlich fehlt auch der Gedanke nicht: das allerschlimmste sei, daß Gottes Gebot und Wahrheit vergewaltigt werde um einiger Menschensatzungen willen. Es ist ihm durchaus ernst damit, wieder rechte Geistliche zu schaffen, denen man freiwillig Ehrfurcht zollen kann. Wenn durch kaiserliches Gesetz fortan alle Sondereinnahmen für Rom fortfallen, so wird die unnütze Schar der Müßiggänger den geistlichen Stand aufgeben. Die Übrigbleibenden werden genügen, um die wirklich geistlichen Obliegenheiten zu versehen. Aber auch sie werden in apostolischer Einfachheit leben müssen. Wenn ferner die Wahl statt von Rom aus nach Geld-

rücksichten, von den durch die natürlichen Verhältnisse dazu Berufenen ausgeübt wird, so werden nicht mehr reiche, sondern wahrhaft tüchtige Männer berufen werden. Da ein Oberhaupt der Kirche nötig ist, soll es nicht gewaltsam abgehauen, wohl aber „geheilt" werden. — Huttens ganzer Reformplan beruht jedoch auf der altkirchlichen Vorstellung, der Priester müsse sich von Laien durch heiligeres Leben unterscheiden (§ 105), d. h. auf dem doppelten Frömmigkeitsideal. Und an dieser Stelle erhob sich ein Widerstand, den Hutten mit seinen Mitteln nicht zu beseitigen vermochte, obschon er klarblickend genug war, ihn zu erkennen. Er nennt ihn den „Aberglauben" der Menge: es sei Sünde, gegen Papst und Kirche anzugehen. Um seinetwillen führt er Bibelsprüche, Kirchenväterstellen und geschichtliche Tatsachen an, die beweisen sollen, daß eine solche Geistlichkeit sich nicht mehr als Nachfolgerin Christi ausgeben dürfe. Man merkt ihm die Ungeduld darüber an, daß diese rationalen Gründe nicht überall durchdringen, nämlich da nicht, wo sie auf ein Gewissen treffen. Hutten war kein leichtfertiger Mensch, wie etwa Crotus. Aber er war nicht tief genug, um den Fragen und Zweifeln, die auch ihm kamen, bis zum letzten Ende nachzugehen und sie wie Luther als ganz persönliche quälende Gewissensangelegenheiten zu empfinden. Darum suchte er jetzt vergeblich eine Lösung, die nur von innen heraus gefunden werden konnte. Nicht umsonst unternimmt es Luther zuerst, die „drei Mauern der Romanisten" umzuwerfen. Wo Hutten das Übel im wesentlichen erschöpft sah in der Verarmung und sittlichen Verderbnis, da erkennt Luther als das Schlimmere die Gewissensverwirrung und Seelennot. Roms Geldgier und Herrschsucht reichen ihm als Erklärung so furchtbarer Seelenschädigung nicht aus: hinter ihnen erscheinen widergöttliche, teuflische Mächte. So schrecklich ist für Luther dies Erlebnis, daß er fast irre wird an der göttlichen Weltregierung. Er weiß sich nur durch die Vorstellung zu helfen, der Papst sei der geweissagte Antichrist und also von Gott in seinen Heilsplan einbezogen. Dann ist Hilfe auch nur durch göttlichen Willen zu erwarten, nicht durch Menschenkraft. Bei einem Kampfe gegen einen solchen Gegner ist es nicht genug, sich seines Rechtes dazu bewußt zu sein. Man muß wissen, daß Gott ihn fordert. Daß Gott eine solche Forderung wirklich stelle,

wird Luther in zwei Gedankengängen klar: 1. Gott sagt deutlich, daß alle Christen geistlichen Standes seien und ein Unterschied nur des Amtes halber unter ihnen bestehe. 2. Gott hat der Obrigkeit das Amt des Schwertes gegeben, die Bösen zu strafen durch die ganze Welt, auch den Papst. Darin findet das Gewissen Ruhe, und der schlimmste Feind, der Aberglaube, ist in die Flucht geschlagen.

Das gleiche zeigte sich bei dem Kampf um Ablässe und Dispense. Hutten vermag wohl anzuführen, die Austeilenden seien im höchsten Grade unwürdig und Gott schenke seine Gaben frei. Das Volksgewissen hält ihm die verworrene Überzeugung entgegen, irgend etwas müsse zur Tilgung der Sünden geleistet werden, und wenn es Geld wäre. Den Glauben, Gott schenke Vergebung umsonst, den eben vermag ein böses Gewissen nicht aufzubringen. Wieder findet erst Luther die Lösung in dem Gedanken: Gott schenke nicht nur umsonst, sondern die Welt werde gestraft, wenn sie es nicht annehme. Gott hat geboten, ihm zu vertrauen. (W. A. 6, 450.)

Hutten vermochte indessen ohne jeden Neid fremde Größe anzuerkennen und die Ideen anderer seiner Gedankenwelt einzuordnen. Dadurch ersetzte er bis zu einem gewissen Grade die Tiefe, die seinem eigenen Leben versagt blieb. Das trat besonders in Erscheinung, sobald er mit Luther in wirkliche geistige Berührung kam. Diesen Dienst leistete ihm der dritte große Anstoß dieser Zeit: der Bamberger Aufenthalt. Nach einem halben Jahr der Einsamkeit auf der väterlichen Burg eröffnete sich ihm jetzt zum erstenmal die Möglichkeit persönlicher Aussprache mit Menschen, die schon längere Zeit hindurch mit Luthers Anschauungen vertraut waren. Dabei sind neben Crotus die beiden Brüder Fuchs nicht zu vergessen, durch die dieser erst auf Luther aufmerksam geworden war.

Crotus hatte die Wichtigkeit der lutherischen Angelegenheit schon zu einer Zeit erkannt, in der Hutten sie noch spöttisch abtat. Entscheidend war auch für ihn die Leipziger Disputation. Auf sie hin schrieb er im Oktober 1519 die beiden ersten seiner bekannten Briefe an Luther. Der dritte folgte von Bamberg aus am 30. April 1520. (Dazu auch an Joh. Heß, 29. April.) In ihnen und den Satiren dieser Zeit, dem „Trakta-

tulus über die Art des Ketzerverhörs" und dem „Momus"[1] zeigt sich die Verschiebung seiner Anschauung unter dem Einfluß Luthers. „Unversehens heißt es nicht mehr: Hie Kölner — hie Reuchlinisten, sondern: Hie Rom, hie Luther — und Hutten."[2] Der „Traktatulus" im besonderen ist unter dem Eindruck der Leipziger Disputation entstanden, deren Hauptgedanken er darstellt: die Heilige Schrift steht über Papst und Konzil, Huß ist zu Unrecht verdammt. Die gleichen Gedanken kehren in dem bald nach Ostern entstandenen „Conciliabulum" wieder[3].

Der theologisch geschulte Crotus — 1519 hatte er mit Heß zusammen den theologischen Doktorgrad erworben — hatte also sofort das eigentlich Wirksame in Luthers Aufstellungen erkannt. Aber es zeigte sich auch, daß diese Erkenntnis nur seinen Verstand, nicht aber sein Gewissen und seinen Willen berührte. Er bewunderte Luthers Mut um so mehr, je weniger er sich gedrungen fühlte, ihm beizuspringen. Vielmehr wurde er nicht müde, ihn zu der von ihm selbst geübten vorsichtigen Zurückhaltung zu mahnen. Die Macht der römischen Kirche mußte für eine nüchtern-verstandesmäßige Beobachtung, wie die seine, in der Tat so unangreifbar erscheinen, daß keine evangelische Wahrheit gegen sie etwas auszurichten vermochte (I 310 § 13).

In dieser doppelseitigen Bestimmtheit liegt der Grund, weshalb das Zusammensein mit dem ihm so ganz ungleichartigen Freund für jeden von beiden so außerordentlich fruchtbar wurde. Der theologisch wenig geschulte Hutten empfing hier den Schlüssel zu Luthers weltgeschichtlicher Sendung. So fern ihm diese Gedankengänge an und für sich lagen — ihn faßten sie augenblicklich da, wo Crotus ganz unangreifbar war: beim Willen und Gewissen. Den unbedingten Glauben an den Sieg der Wahrheit hatte er schon mitgebracht. Jetzt ging ihm eine Ahnung auf von noch ganz neuen, gewaltigen Mächten, die für diesen Sieg bürgten.

Diesen Glauben vermittelte er nun seinerseits dem kühlen, ängstlichen Freund und riß ihn wirklich eine Strecke weit mit, selbst auf ein

---

[1] Datierung und Besprechung bei Brecht S. 167 ff., 188 ff.
[2] Brecht S. 214.
[3] Brecht S. 186, 206 ff.

diesem ganz fremdes Gebiet: das politische. Huttens heiße Hoffnung auf das „junge edle Blut Caroli" klingt wieder aus Crotus' Dialog „Carolus", der in Anlehnung an Huttens „Phalarismus" in dieser Zeit entstand[1]. Zwei Monate später gab Hutten dann seinen eigenen Beitrag zum Thema des „Conciliabulum". Zu einer Sammlung von Sendschreiben aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, der Zeit der großen Kirchenspaltung, schrieb er eine Widmung „An alle freien Deutschen". Hutten stellt diese alten Theologen und Universitätslehrer, die nur in einer schwerwiegenden Sache und dann vom Gewissen geleitet ihre Stimme hätten ertönen lassen, denen seiner Zeit gegenüber. Er nannte diese nicht. Jedermann verstand aber, daß damit das Urteil der Kölner und Löwener über Luthers Schriften gemeint war. Die von ihnen Verketzerten sind für Hutten jetzt nicht mehr die Männer der Wissenschaft, sondern die, „welche bestrebt sind, mit dem Zeugnis der evangelischen Wahrheit den Aberglauben aus den Gemütern der Gläubigen auszureuten und die wahre Religion von jeder Schminke zu befreien" (Deutsch bei Brecht S. 285 f.). Kurz darauf erscheinen die Verfolgten wieder in alter Weise als die Beförderer der Wissenschaft: auch hier, wie in den Dialogen des Crotus „der schöne Humanistenwahn jener ersten Jahre, als seien Luthertum und Humanismus solidarisch" (Brecht S. 214).

Das Zusammentreffen mit Crotus war jedoch nur ein zufälliger Erfolg des Bamberger Aufenthaltes. Huttens eigentliche Absicht bei dieser Reise war, in den Dienst des dortigen Bischofs, Georgs III., zu treten. Diese ihm durch Familienüberlieferung naheliegende Stelle war ihm lieber als die „fremde Art" bei Ferdinand. Er überwand indessen diese Abneigung, als ihm Sickingen, wie auf Landstuhl verabredet war, schriftlich mitteilte, er habe für ihn mit Hilfe seines alten Verbündeten, des Bischofs von Lüttich, bei Ferdinand einen Dienst ausgemacht. Seiner Aufforderung gemäß (Sz. 126) ritt Hutten sofort rheinabwärts Sickingen entgegen (I 350 § 2), um Näheres zu hören,

---

[1] Karl war der Kandidat aller national Gesinnten gewesen. Die Erkenntnis seiner deutschfremden Denkart war eine schwer geglaubte Enttäuschung.

und kehrte dann noch einmal mit ihm zurück. Gleich nach Empfang der näheren Mitteilungen scheint er Melanchthon davon Nachricht gegeben zu haben. Sowohl die kurze Bemerkung an Luther am 4. Juni: „Heute reise ich zu Ferdinand ab", wie Melanchthons hoffnungsvoller Ausspruch am 8. Juni (I 358) setzen eine genaue Kenntnis der beiden voraus. Zugleich war dieser Brief wohl die Antwort auf ein verlorenes Dankschreiben Luthers für Sickingens Einladung (I 345). Luther seinerseits antwortete vor dem 31. Mai (I 354). Nun, da mit der endgültigen Abreise zu Ferdinand die Rücksicht auf Albrecht fortfiel, wandte sich Hutten zum erstenmal offen an Luther selbst. Der Ton ihm gegenüber ist seit dem Februar (an Melanchthon) gänzlich verändert. Damals fühlte er sich als der Führer, der einen tüchtigen Kampfgenossen entdeckt hat und ihn zu schützen wünscht. Jetzt klingt aus den besorgten Bitten an Luther selbst und an Mosellan (ebenfalls vom 4. Juni 1520) die Ehrfurcht vor einem Überlegenen. Es ist nicht nur, wie bei Crotus, die Bewunderung vor Luthers Mut. Dessen durfte sich Hutten ebenso bewußt sein. Sondern er fühlte, daß an der Seite dieses Mannes zu kämpfen ein Verbundensein mit Mächten bedeute, die viel gewaltiger waren, als er sie in seinen bisherigen Erfahrungen an Leben und Menschen zu spüren bekommen hatte.

Diese Briefe an Luther und Mosellan sind die letzten Äußerungen Huttens vor der großen Wendung. Sie zeigen, daß er sich trotz aller zur Schau getragenen Zuversicht der Gefahr wohlbewußt war. Er unternahm dennoch die Fahrt, weil er in der Nähe des Kaisers der Sache Luthers und der Wissenschaft, d. h. in seinem Sinne dem Vaterlande dienen zu können hoffte. Hutten meinte damals, frei zu wählen zwischen Brüssel und Bamberg. In Wirklichkeit wurde gerade zu dieser Zeit von Rom aus der Stein ins Rollen gebracht, der ihn da wie dort treffen und seinem Leben eine andere Richtung geben mußte. Auch Georg III. hätte ihn davor kaum zu schützen vermocht.

Daß Brüssel ein Fehlschlag war, mußte er bald erkennen. Selbst wenn er mit Hilfe der Empfehlungen von Sickingen und Erasmus bei Ferdinand in eine Vertrauensstellung gelangt wäre, hätte ihm diese noch nicht den geringsten Einfluß auf Karl selbst verschafft. Denn Ferdinand

wurde durch die Räte seines Bruders von jeder selbständigen Tätigkeit ferngehalten. Unerschüttert aber brachte Hutten aus allem internationalen Getriebe dieses Hofes den Glauben an seinen Kaiser zurück, den er nur für irregeleitet hielt. Entscheidend war nun aber, daß in diesen Tagen an den Nuntius Caraccioli der Befehl von Rom aus erging, sich mit Hilfe des „weltlichen Armes" Huttens zu bemächtigen und ihn einzukerkern. Hutten erhielt in Brüssel sogleich Warnungen. Ganz überraschend kamen sie ihm nicht: er hatte von Crotus erfahren, daß Eck ihn schon im Oktober des vergangenen Jahres in Rom wegen einiger Schmähgedichte[1] verklagt hatte (I 308). Nun war Eck im Frühjahr selbst nach Rom gegangen. Wie das päpstliche Breve vom 12. Juli 1520 an Albrecht (I 362 f.) zeigte, hatte er dort weiterhin ein von Hutten herausgegebenes Buch vorgelegt, dessen Vorwort heftige Schmähungen gegen den Heiligen Stuhl enthalte: vermutlich De unitate (März 1520 bei Schöffer in Mainz erschienen). Andere hatten auf „noch schlimmere" Schriften hingewiesen, die ebenfalls in Mainz erschienen seien: vor allem wohl die fünf Dialoge vom April 1520, vielleicht auch die unverkürzte Türkenrede (erschienen vor dem 3. August 1519, vgl. I 302 § 5).

Die Freunde am Hofe rieten darauf zu schleuniger Rückkehr. Hutten selbst scheint zunächst nur an Verfolgung in Brüssel selbst gedacht zu haben. Obgleich ihm auf der Reise noch weitere Warnungen durch Rompilger zukamen, mag es ihn empfindlich getroffen haben, in Mainz von diesen Drohungen schon etwas in die Tat umgesetzt zu finden: ein Mandat gegen seine Schriften war erlassen, sein Drucker Schöffer saß im Gefängnis. Schon eine Woche vor dem Erlaß des päpstlichen Breves an Albrecht, das Huttens Bestrafung forderte, hatte Albrechts Geschäftsträger bei der Kurie, Valentin von Tetleben, seinen Herrn von der dort bestehenden Stimmung unterrichtet. Albrecht hatte darauf, um sich zu decken, schleunigst diese Maßregeln ergriffen, die er im Oktober dem Nuntius gegenüber äußerst geschickt zu verwerten wußte. Hutten erfuhr dieses Ansinnen an den Erzbischof erst in Frankfurt, und zwar wiederum offenbar unmittelbar aus Rom. Kurz darauf, als er schon sicher in

[1] Jedenfalls die Augsburger Sammlung vom Januar 1519: Epigramme gegen Julius, an Crotus aus Rom u. a.

Steckelberg saß, gelangte aus den Niederlanden die weitere Schreckensnachricht an ihn:

„Auch ist geschickt küng Carle zu
ein grawer münch, hat höltzen schu.
Der selbig gleißner hat mandat,
zu greiffen mich in yeder statt."

Hutten wird schwerlich gewußt haben, daß die Kurie ihre Gründe hatte, den lang verschleppten Prozeß Luthers jetzt energisch aufzunehmen, und daß daher auch gegen die Männer, die ähnliche Bestrebungen verfolgten wie er, Pirkheimer u. a., die Tonart schärfer wurde. In den nun folgenden Monaten hat er sich mit dem Gedanken der Verfolgung, wie sie ihm schrittweise fühlbarer wurde, auseinandergesetzt.

Die erste Äußerung darüber stellt mit grimmiger Befriedigung fest, daß also das Feuer nun endlich zu brennen beginne (I 367). Daher wies er auch Vermittlungsvorschläge schroff zurück, die er schon am 15. August erwähnt, ebenso solche bald darauf von Capito ihm übermittelten: er wolle das Vaterland nicht beim ersten Ansturm verraten. Diese kraftvolle Antwort ist um so bemerkenswerter, als sie in Fulda während des Zusammenseins mit dem vorsichtigen Crotus gegeben wurde. Crotus hat gewiß auch Hutten gegenüber den Gesichtspunkt geltend gemacht, den er am 5. Dezember gegen Luther aussprach (I 433): er müsse sich für sein Werk bewahren. Beiden war eine solche Überlegung gleich fremd. Wenn Hutten hierin auch nicht so religiös empfand — die Überzeugung lebte in beiden, ihr Werk werde weitergehen, auch wenn sie ausscheiden müßten. Huttens Handlungsweise rückt in die richtige Beleuchtung, wenn man sie mit der Pirkheimers vergleicht, der sich den härtesten Bedingungen unterwarf, um vom Banne freigesprochen zu werden.

Als Hutten kurz darauf, in den ersten Septembertagen, auf die Ebernburg kam, ermunterte Sickingen ihn, eine Verteidigung und Bitte um freies Geleit an den Kaiser zu verfassen, zu dem er gerade abreisen wollte. Nun zeigte sich, wie unerschüttert Huttens Vertrauen war. Trotz alles fremden Diplomatengewimmels, das er in Brüssel gesehen haben muß, wendet sich der deutsche Ritter in starken, glühenden Aus-

drücken der Zuversicht an seinen erträumten deutschen Kaiser. Er werde nicht dulden, daß ein deutscher Edelmann, ohne zur Verantwortung zugelassen zu sein, von einem fremden Gericht verurteilt werde. Dieses Schreiben nahm Sickingen zum Kaiser mit, in dessen Hände es freilich erst fast zwei Monate später gelangte. Er zeigte es im tiefsten Vertrauen dem Mann seiner Umgebung, der durch Sickingen für Hutten gewonnen worden war, dem Bischof von Lüttich, und dieser hatte nichts Eiligeres zu tun, als es dem päpstlichen Nuntius Aleander, der früher in seinen Diensten gestanden hatte, zum Lesen zu geben. Dessen sofort (6. November) nach Rom übermittelte Überzeugung, der Kaiser werde sich dadurch keinesfalls beeinflussen lassen, wurde freilich für den Augenblick Lügen gestraft: Karl hatte ja vor seiner Wahl beschwören müssen, keinen Deutschen ungehört verdammen zu lassen. Zudem war ihm Sickingen für den bevorstehenden Krieg mit Frankreich wichtig. So erhielt Hutten am 25. November die erfreuliche Nachricht, er solle jedenfalls nicht ohne Verhör verdammt werden.

Aber unmittelbar nach Abschluß dieser Schrift kam ihm die Bulle zu Händen, wenigstens zehn Tage, bevor Eck mit ihrer amtlichen Verkündigung begann (21. September). Die Schicksalsgemeinschaft mit Luther trieb ihn nun dazu, mit dessen Freunden offen Anknüpfung zu suchen. So verfaßte er am 11. September sein Klagschreiben an Kurfürst Friedrich den Weisen. (I 383 ff. Kalkoff, ZfKg. 25, 523 f.) Schon der gegen die Klagschrift an den Kaiser völlig veränderte Ton weist auf die Bulle hin. Nicht mehr die Unterdrückung deutscher Freiheit, sondern christlicher Wahrheit steht im Vordergrunde. Und während er Karl gegenüber betont hatte, er führe seinen Kampf allein zum Besten des Vaterlandes, sucht er hier darzutun, wie sein Unternehmen nicht ein Zerstören der Kirche, sondern ein Bauen sei. Darum kommt er mit einem Reformprogramm heraus. Der Gedankengang zeigt, daß er inzwischen Luthers „Adel" gelesen hat: Gott wirkt durch Menschen. Die Nächsten dazu, der Kirche zu helfen, sind die Fürsten. Die Zahl der Geistlichen ist zu mindern. Der Papst ist auf das Geistliche zu beschränken, die Bettelorden abzutun. Mit dem ersparten Geld soll ein Kriegsheer unterhalten, die Wissenschaft gepflegt und die Armen

unterstützt werden. Dann werde die Uneinigkeit unter den Orden aufhören, die Böhmen, Griechen, Russen würden zur Kirche zurückkehren, die Türken und Heiden das Evangelium leichter annehmen. Diese Schrift schickte er Spalatin zu mit einem verlorenen Brief, in dem er bat, den Kurfürsten darüber auszuforschen, ob er wohl einer „schönen Tat" geneigt sei. Er dachte also nicht nur an Verteidigung, sondern schon wieder an Angriff. Eine Antwort bekam er zunächst nicht, was bei der vorsichtigen Diplomatie des sächsischen Hofes begreiflich ist. Doch zeigt der Wormser Reichstag ihn mit diesem in enger Fühlung.

Als inzwischen an vielen Orten die Bannbulle veröffentlicht wurde, hielt es Hutten für geraten, nun auch seinerseits seine Sache, wie es Luther vier Wochen vorher im „Adel" getan hatte, dem ganzen deutschen Volke zu unterbreiten. Erreicht hatte er in Wirklichkeit bisher doch nur die Lateinverständigen. Jetzt entschloß er sich, die Früchte seiner längst eifrig betriebenen, aber streng geheimgehaltenen Übungen in deutschen Versen zu pflücken. Diese frische, neue Melodie, die schon eine Weile in der Stille getönt hatte, klang jetzt in Art und Verfolgung hell auf. In ihr erschollen die in allen Tonarten des Pathos und der Satire fast abgesungenen Strophen der Anklage als neues Lied. Gleich darauf muß aber die Erwägung sich vorgedrängt haben, die Lage sei so ernst geworden, daß er erst etwas für seine eigene Verteidigung tun müsse, ehe er die von ihm vertretene Sache weiterbetreibe. Die Arbeit an der „Clag und Vormanung" ging also zwar weiter, doch unterblieb die Veröffentlichung dieser stark polemischen Schrift zunächst zugunsten einer anderen. In dieser wirkten alte Gewöhnung und neue Erkenntnis zusammen. Hutten verfaßte zunächst in alter Weise eine Klagschrift in lateinischer Sprache, in der er sich mit einer breiten Darstellung der gegen ihn ergangenen Verfolgung und der Bitte um Schutz „an die Deutschen aller Stände" wandte. Im Mittelpunkt steht wieder die Bitte um ehrliches Verhör. Er wiederholt auch hier seine Versicherung, auf keinen verräterischen Frieden eingehen zu wollen. In der Tat wies er etwas später auch ein Angebot des französischen Königs, gegen ein Jahresgehalt in seine Dienste zu treten, ab. Jetzt bereitete er aber zugleich, um Mißdeutungen vorzubeugen, eine deutsche Ausgabe der eben

verfaßten Klagschriften vor. Sie erhielten jedoch nicht auf der Ebernburg ihr neues Gewand, sondern in Straßburg[1].

Die Veranlassung zu dieser Reise wird die Absicht gewesen sein, für Schöffer, der im Mainzer Gefängnis saß, einen anderen Drucker zu finden, der bereit war, trotz der päpstlichen Verfolgung Huttens Angriffe gegen Rom zu verlegen. Er gewann ihn in dem Straßburger Schott, der tatsächlich für die nächste Zeit alle seine Schriften druckte, wenn auch vorsichtigerweise ohne Angabe seiner Firma. Zuerst erschien, schon nach ganz kurzer Zeit, die Übersetzung der Klagschrift an die Deutschen aller Stände und wurde öffentlich angeschlagen. (Sz. S. 69.) Die übrigen Klagschriften sind höchstwahrscheinlich nicht von ihm selber übertragen, sondern von Butzer, den er bei diesem Aufenthalt kennengelernt zu haben scheint. Hutten stellte ihm offenbar Sickingens Schutz für den Fall seiner Flucht aus dem Kloster in Aussicht[2].

Brunfels, der wohl die Bekanntschaft mit Butzer vermittelt hat, erhielt damals von Rhenanus die Bulle, die er jedenfalls den Straßburger Freunden mitteilte. Aus ihrer erneuten Lektüre kam Hutten der Anstoß, sie mit allerlei Bemerkungen zu versehen und mit einem Vorwort an die Leser sowie einem Nachwort an den Papst herauszugeben — ein Zeichen, wie wenig sie ihn schreckte. Bemerkenswert ist, daß er dabei die gleichen Punkte herausgreift wie auch Luther in dem allgemeinen Teil seiner Erwiderung („Adversus execrabilem Antichristi bullam", deutsch: „Wider die Bulle des Endchrists", Anfang November erschienen). Diese Schriften waren Hutten am 9. Dezember noch nicht zu Gesicht gekommen (I 436). Von den 41 verdammten Sätzen Luthers greift er die politisch bedeutsamen heraus[3]. Die meisten beziehen sich auf Ablaß, Bann und päpstliche Macht.

Vielleicht noch in Straßburg erfuhr er von der Wirkung der Klagschrift an die Deutschen aller Stände: die Empörung in den Kreisen

---

[1] Ein Hinweis auf diesen bisher unbekannten Aufenthalt: Stähelin, Briefe aus der Reformationszeit. Er fällt zwischen den 26. Oktober und 13. November 1520. Vgl. auch Brunfels an Rhenanus 11. November, Briefwechsel des Beatus Rhenanus S. 252, und Rhenanus an Bonifacius Amerbach, 11. November, Briefwechsel S. 251. Suppl. II 801.

[2] An Capito 11. November: „Durch Hutten ... habe ich große Hoffnung." Stähelin S. 10.

[3] Kalkoff, ZfKg. 25, 524.

der Kurtisanen war ungeheuer. Das verstärkte seinen Zorn: er gab „in der Hitz" die bisher zurückgehaltene „Clag und Vormanung", den „Zornigen spruch" in den Druck. Wahrscheinlich stammt aus dieser Zeit, da er Sickingen beim Kaiser wußte, auch der Versuch, auf jenen einzuwirken mit einer Darstellung des alten, erbitterten Kampfes der Päpste gegen die deutschen Kaiser: die „Anzoig"[1].

Inzwischen war Karl gekrönt worden, die Kölner Verhandlungen über Luther und die Bücherverbrennungen hatten begonnen. Am 25. Oktober hatte Aleander dem Erzbischof von Mainz das Breve überreicht, das Huttens Auslieferung forderte[2]. Albrecht ärgerte sich aber über die Verweigerung seines Wunsches, Legat für Deutschland zu werden. Zudem stand er unter dem vermittelnden Einfluß Capitos und fürchtete sich außerdem beständig vor dem kriegerischen Adel. So erklärte er, Hutten nicht greifen zu können. Immerhin begann die Verfolgung nun auch in Deutschland spürbar zu werden. Sie spornte Hutten zu verstärkten literarischen Angriffen an. Die Entrüstung über die Bücherverbrennung in Köln goß er noch einmal in lateinische Hexameter, gleich darauf in deutsche Verse, denen er nachträglich den Titel gab: „Eyn Klag über den Lutherischen Brandt zu Mentz." (III 455 ff.)

Daß er nicht gewillt sei, es nur bei Worten zu lassen, kündigt sich in der dritten Dichtung dieser Tage, dem „Bullentöter" an. Mit diesem und dem bald darauf entstandenen 1. und 2. „Mahner", griff Hutten noch einmal zu der ihm so zusagenden Form des lateinischen Dialogs[3]. Der „Bullentöter" ist wieder ganz auf den Kaiser eingestellt. Nicht die christliche, sondern die deutsche Freiheit ruft Hutten zu Hilfe. Sickingens Bundesgenossenschaft wird als selbstverständlich angenommen und vom Kaiser erhofft, er werde sich nötigenfalls auch gegen den Papst wenden.

---

[1] „Anzoig" V 374 spricht Hutten von Briefen Kaiser Friedrichs II., von denen er ein ganzes Buch voll habe, das er bald drucken lassen wolle. Sollte diese Sammlung, von der dann nichts mehr verlautet, in Verbindung stehen mit den Briefen, die Brunfels ein halbes Jahr vorher heimlich aus der Bücherei seines Klosters an Rhenanus zum Abschreiben schickte? (9. Mai, Briefw. S. 224.) Freilich ist da die Rede von Friedrich I. Aber Brunfels könnte sich ja geirrt haben.

[2] Balan, Monumenta reformationis S. 8 f.

[3] Die „Räuber" gehen in ihren Anfängen schon auf den Winter 1519/20 zurück und erfuhren jetzt nur eine Überarbeitung.

Er sollte der Handelnde sein, Hutten wollte rechtzeitig die Streitkräfte werben. Zu diesem Zwecke mußte er Sickingen trotz der beständigen Abmahnungen seiner Verwandten bei Luthers Sache erhalten. Er las ihm bei Tische aus Luthers deutschen Schriften vor, die auch ihren Eindruck nicht verfehlten und Sickingen ein gewisses Rüstzeug in die Hand gaben. So wie es im „2. Mahner" geschildert ist, wird er sich damals verteidigt haben. Daß ihm wirklich ein besseres Verständnis für Luther erwuchs, ist darum glaublich, weil auch bei Hutten sich in dieser Zeit ein solches zeigt, eben als Folge jener Lektüre. Das Positive bei Luther war ihm anfangs nur eine wuchtigere Begründung seiner eigenen Anklagen. Er begriff, daß die Gewalt des Papstes erst wirklich zu brechen sei durch den Nachweis, daß das Haupt der Kirche nur Christus sein könne, während der römische Bischof wie jeder andere nur in seinem Sprengel zu gebieten habe („Cl. u. Vorm." 1334 f.), daß er ein Glied der Kirche sei, wie jeder Christ; daß Lösen und Binden jedem Christen freistehe, und daß dies immer nur als Befreiung von Sündenschuld, nie von Gottesgeboten gelten könne. Weiter nahm er mit Freuden Luthers Ausführungen über Priesterehe, über das Konzil und seine Stellung zum Papst und über den Bann auf, der nur die „letzte Not" sein dürfe und nie mit Gottes Strafe gleichzusetzen sei. (999 ff.) Darüber hinaus legt er im „1. Mahner" Luther eine Reihe von Aussprüchen in den Mund, die gegen früher eine wesentlich vertiefte Auffassung zeigen: auf eine höhere Stufe erhebe nicht größere Macht, sondern treuere Arbeit. Wenn dem Papste ein größerer Einfluß zu geben sei, so, um wirksamer helfen zu können. Nachfolger der Apostel könne jemand nie im Herrschen sein, sondern nur in brüderlichem Dienst. Die wahre Erhöhung des Christen und sein größter Triumph seien Leiden und Kreuz. Darum bedeute eine Einschränkung der Kirche an äußerer Macht keineswegs eine Erniedrigung, sondern eine Zurückführung zu der alten, inneren Kraft und Herrlichkeit.

Daneben bleiben freilich Reste der alten Anschauung stehen. Hutten redet weiter im alten Sinn von Verdienst und guten Werken und fällt gelegentlich trotz seiner Lehre vom allgemeinen Priestertum wieder in den Unterschied zwischen Priestern und Laien zurück. Dennoch bedeutet

für seine ganze Veranlagung die Annäherung mehr als das Verharren beim Alten. Er selber hat denn auch in diesem Zeitabschnitt die Gemeinschaft mit Luther stark empfunden. Natürlich war ihm Luthers Zurückhaltung unter diesen Umständen schmerzlich. In dem Brief vom 9. Dezember klagt er ihm, ob er es denn gar nicht für wert halte, ihm zu schreiben.

Eine Wendung der kaiserlichen Politik ließ diese Schicksalsverbundenheit noch stärker hervortreten. Im letzten Drittel des Dezembers erfuhr man auf der Ebernburg, daß Karl die Erlaubnis, Luther auf den Reichstag mitzubringen, Friedrich dem Weisen wieder entzogen habe. (An Wilh. Nesen, 27. Dezember. Jetzt bei Kalkoff, Ulrich von Hutten, S. 573.) Hutten folgerte daraus — vielleicht kamen ihm auch noch besondere Nachrichten zu —, daß nun auch für ihn auf Verhör nicht mehr zu rechnen sei[1]. Seine Antwort darauf war die Androhung eines Kurtisanenkrieges auf eigene Faust, auch gegen den Willen des Kaisers. Derartige Äußerungen legte er sogar Sickingen in den Mund: Zuweilen sei Ungehorsam der wahre Gehorsam usw. („2. Mahner"). Er hielt es allerdings für nötig, noch einmal öffentlich — in der um die Jahreswende entstandenen „Entschuldigung" (II 130 ff. Zur Datierung. Sz. S. 80) — hervorzuheben, er bekämpfe nur die Kurtisanen, keineswegs die wahren, frommen Geistlichen. Aber auch diese Schrift läuft in die Drohung aus, sich mit Gewalt zu wehren, wenn man ihm mit Gewalt begegne. Seine Bundesgenossen dabei seien nicht ein leichtfertiger Haufe, sondern ehrbare, tapfere Leute. Das ging nicht auf Sickingen, sondern auf seine Familie, an die er sich mit der Anfrage gewendet hatte, ob sie geneigt sei, ihm in seinem Kurtisanenkrieg beizustehen; denn Sickingen hatte sich nun offen dahin erklärt, daß er an einem solchen aus Rücksicht auf seine Stellung als kaiserlicher Heerführer nicht teilnehmen könne. Anderseits sagte er Hutten von neuem seinen Schutz zu, solange dieser nicht zum Verhör zugelassen werde. Er hat dieses Versprechen auch bis zu seinem eigenen Ende, unbekümmert um jenen Dienstvertrag, gehalten. Überhaupt trübte diese Er-

[1] An Bernhard von Hutten, 19. Januar. Sz. 157.

klärung das Verhältnis der beiden Ritter zueinander in keiner Weise. Daß Sickingen auch bei seiner Empfehlung Huttens an seinen Verbündeten Robert von der Mark keine unlauteren Nebenabsichten verfolgt hat, geht einfach daraus hervor, daß Hutten, nachdem er vor Robert gewarnt worden war, doch ruhig bei Sickingen blieb, obschon ihm seine Familie auch andere Schlupfwinkel angeboten hatte. Warum Sickingen gerade auf diesen bedenklichen Halbfranzosen verwies, erklärt sich leicht: dieser schien nach seiner Antwort verwegen genug, Hutten nicht nur zum Schutz, sondern auch zum Trutz seine Burgen zu öffnen, was anderswo eben nicht so leicht zu haben war. Übrigens ertrug Hutten Sickingens Ablehnung eines Kurtisanenkrieges auch darum leichter, weil ja gerade das Dienstverhältnis zum Kaiser immer noch die Hoffnung ließ, diesen selbst doch noch zu gewinnen. Anderseits hoffte er vorläufig nicht nur auf seine Vettern, sondern auch auf fürstliche Mithelfer: Georg von Simmern (13. Januar 1521, II 3 und Nachschrift an Nesen) und Kurfürst Friedrich von Sachsen (an Spalatin 16. Januar).

Mitten in diese Pläne hinein kam ein lange erwarteter Brief. Luther schrieb: er wolle nicht, daß mit Gewalt für das Evangelium gekämpft werde. Durchs Wort allein werde die Kirche erneuert und der Antichrist überwunden werden. Gleichzeitig mag Hutten von Spalatin die Antwort erhalten haben, daß auch der Kurfürst jeder Gewalttat abgeneigt sei. Dieser Kundgebung Luthers hat sich Hutten wenigstens eine Zeitlang auch innerlich gefügt. Denn am 29. Januar schrieb er die Vorrede (II 78ff. Zur Datierung Sz. 93f.) zu einer alten Schrift aus der Zeit des Baseler Konzils, mit der zugleich er eine ihm von dem Bamberger Vikar Konrad Zärtlin übersandte herausgab. In ihr wird verlangt, daß alle zehn Jahre ein Konzil stattfinden solle, also eine Reform durch friedliche, innerkirchliche Maßregeln vertreten. Auch ließ er sich weder durch offen spottende Stimmen noch durch die Brandrede Aleanders vom 13. Februar vor den Ständen zu einem öffentlichen Widerstand durch Wort oder Tat hinreißen. Doch sind die Streitschriften gegen Aleander und Caraccioli offenbar wenige Tage nach Aleanders Rede (von der Hutten schon am Morgen darauf unterrichtet war) ent-

standen. In beiden drohte er von neuem mit tätlichem Eingreifen, falls der schmachvolle geistliche Handel nicht augenblicklich eingestellt werde. Aber diese ganz den alten Geist atmenden Schriftstücke blieben bis auf weiteres ebenso unveröffentlicht wie die Streitschrift gegen alle Geistlichen in Worms. Deren gegen die beiden ersteren ganz veränderter Ton — dort triumphierend im Bewußtsein einer nahe bevorstehenden Umwälzung, hier düster entschlossen und todbereit — mag auf die Antwort der Vettern zurückzuführen sein, die nun endlich einlief: so selbstverständlich sie bereit waren, im Falle einer Verfolgung für ihn einzustehen, so entschieden lehnten sie die Beteiligung an seinen Angriffsplänen ab.

In diese Stimmung hinein traf Ende Februar ein Angebot der kaiserlichen Regierung, Hutten in ihre Dienste zu nehmen[1]. Wohl auf die Meldung von französischen Rüstungen hin hatte man sich entschlossen, in der Luthersache nachzugeben: Karl erklärte sich am 2. März mit Luthers Berufung für einverstanden. Unter diesen Umständen konnte Hutten mit Ehren die Zusage geben, bis zur Entscheidung zu schweigen. Er zog sie augenblicklich wieder zurück, als Karl am 26. März ein Mandat anschlagen ließ, Luthers Bücher auszuliefern. Auch Luther faßte diesen Schritt als Bruch des Geleits auf. Hutten gab daraufhin sofort die bisher zurückgehaltenen Streitschriften heraus und schrieb an den Kaiser (schon am 27. März), er stoße seine besten Freunde von sich und liefere sich denen aus, die nur auf den Nutzen des Papstes bedacht seien.

Diese neue Kampfansage, hinter der man allgemein auch eine Absicht Sickingens vermutete, kam in Worms nicht nur der kaiserlichen Partei sehr ungelegen. Auch Spalatin schrieb sofort dringend an Butzer, der inzwischen auf der Ebernburg eingetroffen war, Hutten und Sickingen auf alle Fälle zurückzuhalten. Aber selbst Sickingen scheint durch diese kaiserliche Handlungsweise so empört geworden zu sein, daß er jetzt davon sprach, es sei nun Zeit zum Handeln. Während Hutten sich auf einige Tage nach dem Kloster Spanheim begab, um theologische Studien zu treiben, kam man in Worms auf den Gedanken, durch eine neue Gesandtschaft auf die Ebernburg zugleich Sickingen und Hutten

[1] Aleander 8. März.

zu gewinnen und Luther von Worms fernzuhalten. Die Hauptperson war diesmal nicht wie das erstemal der Kämmerer Armstorff, sondern der Beichtvater des Kaisers, Glapion.

Seinen Verführungskünsten — die Hutten später ingrimmig schilderte (II 211) — gelang es, nicht nur den beiden Rittern, sondern auch Butzer vorzuspiegeln, der Kaiser selbst sei einer Reform durchaus geneigt. Huttens Briefe vom 8. und 9. April verraten deutlich die Überraschung, daß der Kaiser doch so „standhaft" sei. Das war für ihn der springende Punkt. Er nahm deshalb unbedenklich das Jahresgehalt an und entschuldigte sich schriftlich bei ihm. Aber schon am 20. April, als er von Luthers Verhör am 18. Nachricht hatte, rief er wieder voll Empörung nach den Waffen. Seine Entrüstung stieg, als er von dem Verbot, zu predigen, hörte, mit dem man Luther entlassen hatte. Den Schlußpunkt machte dann die Kunde, das scharfe Edikt gegen Luther werde wirklich ergehen. Noch vier Tage vor der Unterzeichnung durch den Kaiser, am 22. Mai, sagte er diesem den Dienst wieder auf; diesmal endgültig. Von da ab gab er ihn verloren und wandte sich ganz dem Wege der Gewalt zu.

Diese Entwicklung beweist, daß Hutten sich selbst und der von ihm vertretenen Sache gerade durch sein wechselndes Verhalten treu geblieben ist. Er wandte sich ab von dem Kaiser zu dem Versuch eines Kurtisanenkrieges auf eigene Hand, als der Kaiser Ende Dezember Luther und ihm das Verhör verweigerte; er näherte sich ihm wieder, sobald die kaiserliche Partei größeres Wohlwollen in der Luthersache zeigte; er sagte offenen Kampf an nach der Mandatsveröffentlichung am 26. März, ließ sich abermals zum Bündnis mit dem Kaiser bewegen durch dessen vorgespiegelte Reformfreundlichkeit und wandte sich endgültig von ihm ab mit der Unterzeichnung von Luthers Urteil.

Gleichzeitig näherte er sich Luther auch innerlich weiter. Zwar fällt in den Streitschriften gegen Aleander und Caraccioli weder sein Name, noch ist von seinem Werk die Rede. Beide Schriften haben jedoch einen mehr politischen Ausgangspunkt: das angedrohte, aber bisher nicht in die Tat umgesetzte Eingreifen des Adels. Aber schon in der Streitschrift gegen alle Geistlichen sowie in dem ersten Briefe an Karl tritt Luthers

Name wieder häufig auf, und zwar mit Zusätzen, die auf ein vertieftes Verständnis schließen lassen[1]. An Karl heißt es sogar: „Was mich angeht, so mögen Gott und Fortuna zusehen; jetzt halte ich es für höchst wichtig, wie Luther von dir behandelt wird" (§ 46). Demgemäß suchte Glapion auf der Ebernburg davon zu überzeugen, es sei ihm alles daran gelegen, Luther zu retten. Das Wesentliche über die theologische Verhandlung ist leider nur in Aleanders Darstellung erhalten, dem der Beichtvater darüber keineswegs die volle Wahrheit gesagt hat. Er wollte Butzer bewiesen haben, Luthers Schriften seien ketzerisch, wie man auch die Schriftworte auslege. In Wirklichkeit hatte er bei ihm vielmehr geflissentlich den Eindruck erweckt, es lasse sich über die Auslegung wohl eine Einigung erzielen. Dagegen ist es durchaus glaublich, daß Hutten und Sickingen sich von den Gründen haben überzeugen lassen, mit denen nachher gerade Wohlgesinnte Luther in Worms dazu zu bringen suchten, die Glaubensfragen einem unparteiischen Gerichtshof anheimzustellen, um wenigstens die äußere Reform durchzusetzen. So wird Huttens Erklärung zu verstehen sein: er wolle sich durchaus nicht auf alle Artikel Luthers festlegen, sondern verlange nur, „daß die Priester in Zucht genommen würden". Den Kampf um die Glaubensfragen überließ er in richtiger Erkenntnis seiner Unzulänglichkeit auf diesem Gebiete Butzer. Auch dieser übersah im Augenblick nicht klar genug, welche verhängnisvollen Folgen für Luther eine Unterwerfung unter einen solchen Gerichtshof sowie überhaupt die Einkehr auf der Ebernburg haben mußte. Doch hat er selbstverständlich in gutem Glauben gehandelt. Daß dies auch bei Hutten der Fall ist, ergibt sich unzweideutig aus seiner Haltung gegenüber Luthers Antwort auf die Ebernburger Einladung. Diese selbst zu überbringen, hinderte ihn ein Krankheitsanfall. So traf Butzer am 15. April mit Luther in Oppenheim zusammen, kehrte am folgenden Tage zur Ebernburg zurück und ritt am 17. mit Huttens Brief nach Worms. Dieses Schreiben läßt auf den gewaltigen Eindruck schließen, den Butzer von Luther erhalten hatte.

---

[1] „Den Prediger der Wahrheit und treusten Verwalter der evangelischen Lehre", „den unbesiegten Verkünder des göttlichen Wortes . . . der mit aller Kraft und höchster Anspannung im Weinberg des Herrn arbeitet."

Dessen Ablehnung muß in einer Weise erfolgt sein, die nicht nur den späteren Reformator, sondern auch den auf offenen Kampf drängenden Ritter zur höchsten Ehrfurcht nötigte. Hutten redet ihn an, wie nie vor- oder nachher: „Mein liebster Luther, mein verehrungswürdiger Vater." Wie wenig das Phrase ist, zeigt der Ton des Briefes, vor allem der Eingang, aus dessen Psalmenworten die Überzeugung spricht, daß Luther in unbeirrbarer innerer Sicherheit selbst das Richtige fühle. Es folgt die Gegenüberstellung ihrer beider Art, die ebenso ehrliche Selbsterkenntnis wie tiefe Ehrfurcht vor Luthers Persönlichkeit bekundet: „Darin unterscheidet sich unser Vorhaben, daß meines menschlich ist, während du, als ein schon Vollkommenerer, alles auf das Göttliche gestellt hast." Das gleiche Urteil spricht er noch einmal, auf die Wormser Tage zurückblickend, in dem Briefe an Pirkheimer (1. Mai) aus: „Es ist klar am Tage, daß er durch göttliche Eingebung geleitet wird, alle menschlichen Erwägungen ausschließt und sich ganz auf Gott stellt." Daß Hutten sich gerade dem etwas oberflächlichen Pirkheimer gegenüber so äußert, beweist die unbefangene Ehrlichkeit seiner Überzeugung. Gewiß hat zu diesem tieferen Verständnis Butzer wesentlich beigetragen. Es ist aber völlig deutlich, daß Hutten, so klar er fühlte, wieviel ihm selber dazu fehle, hier von Luthers rein religiöser Größe ergriffen war.

Auch an seiner Darstellung des Verhörs zeigt sich, daß er begriffen hatte, um was es für Luther letztlich ging: die Schrift als einzige Richtschnur gelten zu lassen. Und er, den nur die dringenden Mahnungen der Freunde vor offenem Einschreiten zurückhalten konnten, antwortete auf Luthers Bericht über geheime Verhandlungen: „Wir haben Dir hierüber keinen Rat zu geben: denn wir zweifeln nicht, daß, was Du erwählen wirst, das Beste sein wird, und daß Du fest daran halten wirst." An dem Abschiedsbescheid empörte ihn besonders das Verbot, zu predigen[1]. Er bekam davon durch ein kurzes (verlorenes) Briefchen Kunde, das Luther kurz vor seiner Abreise geschrieben hatte, und das ihn zu Tränen rührte.

---

[1] „O Verbrechen, das den unerbittlichen Zorn Gottes verdiente, das Wort Gottes zu binden, dem Lehrer des Evangeliums den Mund zu schließen."

Aus diesem Briefwechsel geht auch hervor, daß Luther nicht nach seinem Brief vom 16. Januar 1521 mit Hutten „gebrochen" hatte[1]. Vielmehr ließ er ihn und Sickingen an den entscheidenden Wendungen teilnehmen. Daß nach Worms nur noch zwei briefliche Grüße zu verzeichnen sind[2], ist aus den äußeren Verhältnissen völlig erklärlich: Luther war auf der Wartburg zunächst auf größte Zurückhaltung angewiesen. Dann begann Sickingens Trierer Abenteuer und Huttens Flucht.

Das Ergebnis des Wormser Reichstages war für ihn die Einsicht, daß auf den Kaiser und die Fürsten für die Durchführung der Reform nicht mehr zu rechnen sei. Je stärker er in den letzten Monaten alle Glut seines Willens in seine Schriften ergossen hatte, um so gründlicher schob er diese nun, da ihre Wirkung ausgeblieben war, ganz beiseite, um sich der offenen Gewalt zuzuwenden. Für seine Ungeduld waren die diplomatischen Verhandlungen, mit denen klügere Staatsmänner das Ziel zu erreichen hofften, zu weitschichtig. Luther hat auch diese Bemühungen aus inneren Gründen abgelehnt, obwohl der Geist seines Werkes durch sie weniger entstellt wurde als durch Huttens grobes Dreinschlagen, das indessen nicht nur geschadet hat. Irgendeine durchgreifende Wirkung war davon freilich erst zu erwarten, wenn es gelang, an Stelle der Fürsten wenigstens die gesamte Reichsritterschaft oder doch einen bedeutenden Teil mitzureißen. Zunächst aber fand Hutten, nachdem er den Sommer 1521 über wegen eines Krankheitsanfalles fast untätig hatte bleiben müssen, nur bei einzelnen Unterstützung[3]. Einige Leute ließen sich von ihm auch Vollmachten ausstellen, in seinem Namen gegen die Kurtisanen zu kämpfen.

Unverändert gut blieb das Verhältnis zu Sickingen. Der vergebliche Anschlag auf die vom Reichstag ziehenden Nuntien geschah schwerlich ohne sein Mitwissen[4]. Er gab Hutten weiterhin Unterschlupf auf seinen

---

[1] Reindell, Luther, Crotus und Hutten, S. 122.

[2] 1. Juni 1521 an Sickingen und März 1522 an Kronberg.

[3] Fünf oberrheinische Ritter standen ihm in der Fehde gegen die Kartäuser bei, Taunusritter gegen seinen alten Feind Peter Meyer. — Der Begleiter des Brunfels auf seiner Flucht, Michael, hieß mit Nachnamen Herus (Widmung an Capito, Zs. f. Gesch. des Oberrheins, N. F. 9, S. 287).

[4] Hutten verließ nach seiner Absage an den Kaiser am 22. Mai die Ebernburg, um — zu Sickingen nach Wildbad zu reiten und gleich in dessen Auftrag nach Pforzheim, um Butzer dort zu treffen. Er kam aber zu spät (II 75). Sickingen begab sich darauf nach

Burgen, bis er diese selbst nicht mehr schützen konnte. Jedenfalls war Hutten keck genug[2], im Frühjahr des folgenden Jahres den Kurtisanen und Predigermönchen Fehde anzusagen mit dem Ziel, den Ausschluß aller von Rom abhängigen Geistlichen von deutschen Pfründen zu erreichen. Das Geld, das er dabei herauszuschlagen suchte, brauchte er zur Fortführung des Kampfes.

Zu erklären und sittlich zu beurteilen ist dieser ganze Plan eines Kurtisanenkrieges aus der Unklarheit der damaligen Lage. Die neuen dringend notwendigen Bestimmungen über Einschränkung des Fehderechtes, die 1495 und auf dem Wormser Reichstag getroffen wurden, waren noch nicht in das allgemeine Rechtsbewußtsein übergegangen. Tatsächlich wurde durch sie das Territorialfürstentum auf Kosten des Adels stark begünstigt. Kein Wunder, daß dieser jene Bestimmungen als Rechtsbruch empfand und sie als ungültig betrachtete. Daher Huttens flammende Entrüstung gegen den Pfalzgrafen Ludwig, weil dieser ihm einen Diener, der in seinem Auftrage zwei Äbte niedergeworfen hatte, als Straßenräuber köpfen ließ: eine ehrliche Fehde dürfe nicht als Straßenraub angesehen werden („Ausschreiben, Sz. 165 ff.). Diese Verhältnisse führten den von Hutten gewünschten Zusammenschluß der Reichsritterschaft herbei. Das Ziel freilich verschob sich: nicht den Kurtisanen galt mehr der Kampf in erster Linie, sondern dem Fürstentum. Trotzdem erblickte Hutten in Sickingens Zug gegen den Erzbischof von Trier eine Annäherung an das von ihm erstrebte Ziel[3]. Seiner Meinung nach sollte

---

Mainz zum Kaiser, mit dem er am 2. Juni eine mehrstündige Beratung über den französischen Krieg hatte. Hutten begleitete ihn wohl, da er am 27. Mai wieder von der Ebernburg schreibt. Ausgerechnet, während Sickingen zum Kaiser ritt, veranstaltete Hutten den Überfall. Mindestens an dem Tage, ehe Sickingen in den französischen Krieg ritt, war Hutten wieder bei ihm auf der Ebernburg. Sickingen ließ durch ihn Butzer, der seine frühere Absage bereits bereute, abermals das Pfarramt auf Landstuhl anbieten, das dieser auch annahm (II 81 mit wichtigen Lesarten Suppl. II 808). Daß Butzer, wie später auch Ökolampadius, auf Sickingens Burgen geistliche Ämter annahmen, dort evangelischen Gottesdienst einrichten konnten und bei Sickingen blieben, bis über ihn das Schicksal hereinbrach, beweist, daß sie in ihm etwas anderes gefunden hatten als den nur auf seinen eigenen Vorteil bedachten, allen höheren Interessen baren Abenteurer.

[2] Sickingens im Dienst des Kaisers gegen Frankreich marschierendes Heer galt ihm als „Schutz der Partei" vor den päpstlichen Drohungen gegen den Kaiser. II 82, Lesarten Suppl. II 808.

[3] Er schrieb an Brunfels Ende August 1522: es sei etwas im Gange, um die Tyrannei zu zertrümmern, die jetzt überall regiere. Suppl. II 808, Brunfels an Sapidus. Zur

n diesem Richard von Greiffenklau zugleich die schmarotzende Geistlichkeit und das tyrannisch werdende Fürstentum getroffen werden. In dieser Lage griff Hutten auf seinen alten Plan zurück: die Verbindung des Adels mit den Städten[1]. Noch vor dem Trierer Zug scheint die „Vormanung an die freien und reich Stette teutscher Nation" (III 529 ff.) entstanden zu sein. Sie ist ganz politisch gehalten und handelt breit von der „Rechtlosigkeit" im Reich und der überhandnehmenden Macht der Fürsten.

Daß die innere Verbindung mit Luther währenddessen keineswegs abgerissen war, zeigt eine Schrift aus dieser Zeit, die letztlich ebenfalls darauf ausgeht, die „Späne" zwischen Adel und Städten zu beseitigen: die „demütige ermanung an eyn gemeyne statt Wormbß". (II 124 ff., Landstuhl 27. Juli 1522.) Abgesehen von dem „I. Mahner" ist er in keiner Schrift Luther so nahe gekommen wie hier. Möglicherweise hat der nun wieder vertrautere Verkehr mit Butzer, der inzwischen Pfarrer auf Landstuhl geworden war, dazu beigetragen[2]. Aus manchen Stellen glaubt man Luther selbst zu hören[3]. Am stärksten für die wirklich innere Anregung dieser Anschauungen zeugt die in Huttens Munde ganz neue Mahnung, sich nicht auf Menschen zu verlassen[4]. Diese Bestrebungen müssen von den Beteiligten als ernsthaft angesehen worden sein. Denn — wie es scheint, zuerst in Worms selbst[5] — dann in andern evangelisch

---

Datierung vgl. Volz an Rhenanus 3. September 1522: Volz hat vor kurzem Sapidus diesen Brief des Brunfels vorlesen hören. Briefw. Nr. 225. Er ist also von 1522 und nicht von 1521.

[1] Nie ist die Rede bei Hutten von einer Verbindung mit der Bauernschaft. Schon das schließt seine Verfasserschaft des „Neukarsthans" IV 649 ff. aus. Dazu kommt die Namenlosigkeit und mehrere theologische Ausdrücke: bilderstürmerische Neigung § 89 ff., Ausfall gegen die Domstifter (93), weiter 28, 59, 88.

[2] Hutten war am 9. Mai noch in Wartenberg, kann aber schon Ende des Monats, als der Streit gegen Meyer von Kronberg weitergeführt wurde, nach Landstuhl übergesiedelt sein.

[3] „Das sollen wir allezeit bedenken und Gott unsern Helfer setzen, ihm allein vertrauen, auf ihn allein warten und hoffen (16) ... denn er ist beständig, ungebrechlich, stark, unüberwindlich, ewig, und wider seine Macht ist kein Aufenthalt, kein Trost, keine Zuflucht" (17).

[4] „So sie nun schwach sind und aber Gottes Hilfe gewiß und fest ist, so sollen wir auf sie nit hoffen, denn sie können nit helfen, sie nit fürchten, denn sie mögen nit schaden" (14).

[5] Brunfels erwähnt II 340, 43 einen gemeinsamen Aufenthalt in Worms, bei dem Hutten Briefe ordnete, die ihm Zustimmung zu seinem Kurtisanenkrieg aussprachen. Er kann nur in die Zeit zwischen dem Verlassen Sickingens und dem Aufenthalt in Schlettstadt fallen.

gesinnten Städten fand er Aufnahme, als nach dem Trierer Mißerfolg Sickingens, der Vertreibung Kronbergs und Frowins von Hutten die Unterstützung des Adels für ihn ausschied.

Daß die durch ihn bedrängte Geistlichkeit seine Vertreibung aus Basel durchsetzte, ehe er mit Erasmus habe sprechen können, war für ihn darum besonders schmerzlich, weil er (noch in Schlettstadt) fest gehofft hatte, Erasmus endlich zu einer klaren Stellungnahme für die lutherische Sache zu bringen. Seit dem Beginn des Reuchlinstreites hatte sich der Groll über die laue Haltung des Erasmus bei ihm angesammelt. Dieser Groll war aber immer noch niedergehalten worden durch die Überzeugung, Erasmus werde, so wie sich die Dinge jetzt entwickelten, nicht mehr anders können, als mit offenem Bekenntnis hervorzutreten. Diese Hoffnung wurde durch den Brief des Erasmus an Laurin zerstört. Die bewußt zweideutige Haltung des Erasmus trieb Hutten zu seiner Anklageschrift. Immer noch klingt aus ihr die Klage, verbrennen zu müssen, was er bisher angebetet, und die Gewißheit, der „wahre" Erasmus werde weiter auf evangelischer Seite kämpfen: seine Schriften würden gegen ihn zeugen. Was er Erasmus vorwirft, ist letzten Endes die kleinliche Vorsicht, die nicht an das Unmögliche zu glauben vermag, obwohl Gott und Gewissen einen solchen Glauben gebieterisch fordern. Für Hutten war dieser Glaube Lebensluft. „Es brech oder gang, Gotts Geist mich bezwang." Daß er in der bekannten Stelle (II 172 ff.) es ablehnt, sich selbst einen Lutheraner zu nennen, und die Selbständigkeit seines Werkes betont, bezweckt vor allem eine Entlastung Luthers in betreff seiner gewaltsamen Pläne. Eine Abkehr von Luther spricht sich darin nicht aus. Hutten entschied sich ja in richtigem Instinkt für ihn gegen Erasmus. Freilich ohne Luthers Erkenntnis von der grundsätzlichen Geschiedenheit der inneren Haltung beider Männer[1]. Für Hutten ist Erasmus immer noch der Bahnbrecher, der größer als Luther hätte bleiben können, wenn er sich nicht überängstlich dem Kampfe entzogen hätte. Gefühlt hat er den Unterschied aber doch. Er kann beider

[1] Luther an Ökolampadius, 20. Juni 1523: „Er hat genug geleistet, indem er uns das Böse gezeigt hat. Dagegen das Gute zu weisen, wie es sich mir darstellt, und in das Land der Verheißung zu führen, dazu ist er nicht fähig."

Verdienst oft mit den gleichen Ausdrücken schildern. Will er aber höher greifen, so rühmt er an Erasmus nur die wissenschaftlichen Verdienste. Dagegen findet sich über Erasmus nie ein Ausdruck von der Ergriffenheit, wie in den Lutherbriefen der Wormser Tage. Ihr Nachhall ist noch hier zu spüren: „In ihm bewundern wir den Geist und die unvergleichliche Kraft, die Geheimnisse der Schrift zu erkennen." Daß dies nicht nur nachgesprochen ist, zeigt seine Ablehnung der Meinung, Luther selbst suche Erasmus zu sich hinüberzuziehen: „Der gibt keinen Heller um Dich. Er fürchtet Dich nicht, weil er vertraut, daß immer Menschen das Wort Gottes annehmen werden. Er vertraut der Macht des Wortes." (196.)

Das sind die letzten Äußerungen darüber, die erhalten sind. Möglicherweise hat er sich noch einmal ausgesprochen in seiner letzten Schrift „Gegen die Tyrannen", die Eoban unterdrückte, vermutlich weil sie gegen die drei wider Sickingen verbündeten Fürsten gerichtet war, also auch gegen seinen hessischen Landesherren. Hutten ist so mit letzter Kraft für Sickingen eingetreten, wie dieser für ihn. Daß er auch jetzt noch in unerschütterlicher Zuversicht und fern aller Verzweiflung auf eine glückliche Wendung innerhalb kurzer Zeit rechnete, zeigt sein letzter Brief. Es will wenig sagen, daß er in diesem statt von einer auf Gott gegründeten Zuversicht von der Fortuna redet, da der Brief ja an einen alten humanistischen Freund geht. Auch steht diesem Ausdruck die Überarbeitung mehrerer früherer Schriften in christlichem Sinne, die Ersetzung der „unsterblichen Götter" durch Gott und Christus gerade in dieser Zeit gegenüber. Die Erkenntnisse seiner nachhumanistischen Zeit sind nicht einfach von ihm abgefallen. Das zeigt der auf die Erwähnung der Fortuna folgende Satz: „diesen einzigen Trost, diese Zuflucht ließ uns, der alles übrige ihrer Ungerechtigkeit preisgab."

Was ihn aufrechterhielt, war nicht der Glaube an die Fortuna, sondern das Vertrauen auf den Sieg der Gerechtigkeit und Wahrheit. Beides gehört zusammen: sein letztes Wort war ein Protest, eine Verneinung. Aber die Bejahung, die er rein nicht zu finden und auszusprechen vermochte, ist doch der unerschütterliche, verborgene Grund, auf dem er steht.

Verzeichnis der Bibelstellen

Psalm 23, 4 S. 17. Zeph. 1, 12 f. S. 63. Matth. 5, 3 ff. S. 14 ff.; 6, 9 ff. S. 10, 13; 6, 24 S. 12; 6, 26 S. 13 f. Röm. 3, 28 S. 8; 8, 6 S. 15. 1. Kor. 13, 1 S. 12. Off. Joh. 14, 14 S. 12.

Namen- und Sachregister

Ackersmann aus Böhmen 8
Albrecht von Mainz 26 f., 36, 58, 60 ff., 70, 75.
Aleander 34, 36 ff., 44 f., 50, 72, 78, 80
Allegorische Schriftenauslegung 6
Altes Testament 16 ff.
Amerbach, Bonifacius 74
Aquin, Thomas v. 39
Armstorff, Paul v. 38 f., 80
Aesticampianus 57, 60
Augsburg 24, 61

Bach, J. S. 19
Bamberg 27, 61
Basel 49 ff., 86
Beatus Rhenanus 74 f., 84
Bertold v. Regensburg 8
Bertram, Joh. 58
Bibel, mittelalterliche 5, 10 ff.; revidierte 16, 20
Briefe des N. T.s 15
Brück, Gregor 39
Brunfels 74 f., 84 f.
Brüssel 27 f., 68 ff., 70
Busche, Hermann v. d. 43
Butzer, Martin 41 ff., 52, 74, 79, 81, 84 f.

Capito, Wolfgang 29, 34, 42, 71, 74 f.
Caracciolo 28, 70, 78, 80
Caesar, Julius 53
Cicero 17, 52
Codex Teplensis 10
Croy, Wilhelm v. 38
Crotus Rubeanus 27, 29, 56, 58 f., 61, 65, 67 f., 70 f.

Dietenberger, Joh. 19
Dominikaner 46 f., 61

Eberhard v. d. Mark 28
Eck, Joh. 19, 27, 70, 72
Eckart, Meister 8
Emser, Hieronymus 19
Eobanus Hessus 50, 87
Epistolae obscurorum virorum 59
Eppendorf, Heinrich v. 51
Erasmus, Desiderius 6, 10, 24, 26, 27, 50 f., 60, 62, 69, 86 f.
Erfurt 20, 30, 56
Evangelien 7
Eyb, Albrecht v. 5
Eyke v. Repkow 8

Faust 7
Ferdinand I. 27, 28, 62, 68 f.
Flersheim, Philipp v. 33, 48
Frankfurt a. M. 47, 70
Frankfurt a. O. 56
Frankreich 73
Friedrich II. (I.), Kaiser 75
Friedrich II. v. Preußen 18
Friedrich III. (I.) v. Sachsen 24 f., 31, 34, 39, 42 f., 44, 72, 77 f.
Fuchs, Gebrüder 66
Fulda 29 f., 56, 71

Gattinara 38
Georg III. v. Bamberg 68 f.
Georg v. Sachsen 35
Georg v. Simmern 78
Glapion 39 ff., 80 f.
Goethe 14
Graudenz 18
Greiffenklau, Richard v. 85

Hadrian VI. 47
Haym, R. 22
Hebräerbrief 7
Heidelberg 45
Herder 22
Heß, Johannes 66 f.
Hieronymus 57, 60
Hochstraten 29, 41, 46
Homer 17
Horaz 17
Humanisten 3, 5, 23, 52 f., 56, 61, 68
Hutten, Bernhard v. 77
Frowin v. 25, 86
Hans v. 59
Ulrich: Briefe an Luther 28, 31, 43, 66, 69, 75, 82; Gespräche, latein. („Bullentöter" 33, 75; Räuber 33, 63, 75; Warner 33, 75 f., 85); Invektiven 36 f. — Arminius 53, 60; Conciliabulum 67; Febris 24, 63; Nemo 57, 59; Phalarismus 60, 68; De unitate eccles. 62, 70; Vadiscus 23, 31, 62 f. — Anzeig 75; Ermahnung ... Worms 48, 85; Klag über den lutherischen Brand 32, 75; Klag und Vermahnung 31, 73; Vermahnung der freien und Reichsstädte 48, 85.

Jacobusbrief 7
Joachim I. von Brandenburg 45
Italien 57, 58
Julius II. 58

Kajetan 24, 39, 47
Karl V. 32, 41 f., 44 f., 64, 68 f., 72, 77, 79
Köbler, W. 23
Köln 47, 56, 75
Korintherbriefe 15

Kronberg, Hartmuth v. 83, 85 f.
Kurtisanen 30 ff., 60, 75, 77
„Kurtisanenkrieg" 77 ff., 80, 83 f.
Küstrin 18

Landau 48
Lang, Matthäus, v. Salzburg 34
Leipzig 57
Leipziger Disputation 24, 61, 66
Leo X. 42
Lessing 19
Löwener Theologen 26 f., 28, 68
Ludwig v. d. Pfalz 45, 49, 84
Lukian 52, 60
Luther, M.: Septembertestament 4, 16; Dezembertestament 4, 16; An den christlichen Adel 23, 63 ff., 72; Von der babylonischen Gefangenschaft 39; Von der Freiheit 40; Wider die Bulle der Antichristen 74; Verteidigung der .. verdammten Sätze 39; Vermahnung, .. Aufruhr und Empörung 54
Lüttich 28, 34, 72

Mailand 42
Mainz 45, 58, 70, 84
Melanchthon, Ph. 26, 51, 62, 69
Meyer, Peter 58, 83, 85
Missale Romanum 11
Mosellanus 69
Mutian 61

Nesen, Wilhelm 77 f.
Neuenahr, Hermann v. 24, 58, 61
Neu-Karsthans 51, 54, 85
Notker 5

Occam, W. 3
Occolampadius, Joh 84, 86
Offenbarung Joh. 7, 12 f.
Oppenheim 42, 81
Orthodoxie 19

Perikopen 2
„Pfaffenkrieg" 31, 34, 43, 45, 49, 54, 57
Pfefferkorn 46
Philipp v. Hessen 44, 50, 87
Pietismus 19
Pirkheimer, W. 44, 71, 82
v. d. Planitz, Hans 48
Plenarien 2

Reichsregiment in Nürnberg 48
Reindell, W. 23, 83
Reiß, Würzburg 58
Reuchlin, Joh. 24, 46, 58 ff., 86
Ritterromane 5
Robert v. d. Mark 28, 34, 78
Römerbrief 15

Sachsenspiegel 8
Schlegel, A. W. 5
Schlettstädt 49, 85 f.
Schöffer, Joh., Mainz 30, 70, 74
Schott, Joh., Straßburg 20, 50, 74
Schwarmgeister 3
Schwarzenberg, Joh. v. 48
Sickingen, Franz v. 25, 28, 31 f., 33 f., 37, 40, 42, 45 f., 48, 52 f., 59, 71 f., 75 f., 77 f., 79, 81 f., 83 ff., 87
Sleidanus, Joh. 53
Solms, Philipp v. 25, 62
Spalatin, Georg 42 f., 54, 73, 78 f.
Spanheim 79
Staupitz, Joh. v. 35
Steckelberg 30
Straßburg 45, 47
Strauß, D. Fr. 22
Stromer, H., v. Amerbach 24, 62
Surburg (Elsaß) 38

Tacitus 60
Tatian, althochdeutscher 5
Tettleben, Albrecht v. 70
Trier 48 f., 84 ff.
Türkenkrieg 24

Ulenberg 19
Ulrich v. Württemberg 59 f.

Valla, Laurentius 60
Vigilius, Johannes 33
Vulgata 6, 10, 11

Williram 5
Wittenberg 3, 18, 29, 51, 54
Worms 33, 48, 79, 81 ff., 85
Wormser Edikt 43 f.
Wulfila 4
Würzburg 58

Zainer, Augsburg 11 ff.
Zärtlin, Conrad 78
Zoch, Lorenz 26

1923 K 2792

Jahrbücher der Luther-Gesellschaft

Verlag der Luther-Gesellschaft, Wittenberg

3. Luther-Jahrbuch 1922 . . . . . Vergriffen

Roethe, Luther in Worms und auf der Wartburg; Lietzmann, Luther auf der Wartburg; Hirsch, Luthers Rechtfertigungslehre bei Kant; Delle, Luthers September-Bibel und seine deutschen Zitate aus dem Neuen Testament bis 1522; Jordan, Zur Geschichte des Luther-Hauses nach 1564. II. Literarisch bezeugte Erinnerungen an Luther, die Reformation und die Universität.

4. Luther-Jahrbuch 1923 . . . . . 1,50 M.

Roethe, Luthers September-Testament; Kalkoff, Der geschichtliche Ulrich von Hutten in seinem Verhältnis zu Luther; Delekat, Ulrich von Huttens Charakter und Bedeutung im Lichte seiner inneren Entwicklung.

*

Festschriften der Luther-Gesellschaft

1. Kontinentale Missionskonferenz und Luther-Gesellschaft bei der Luther-Gedenkfeier in Eisenach am 4. Mai 1921 . . . . . 0,10 M.

2. Wormser Erinnerungsfeier Stuttgart 1921:

Heft 1. Vorfeier (u. a.: Scheel, Die Stellung der Kirchen der deutschen Reformation im Protestantismus der Gegenwart) . . . . . 0,50 M.

Heft 2. Gedenkfeier in der Markuskirche (Soederblom, Martin Luthers universale Bedeutung; Smend, Die religiösen Kräfte der Reformation in ihrer Bedeutung für die Gegenwart) . . . . . 0,25 M.

3. Die Invokavitfeier 1922 in Wittenberg . . . . . 0,20 M.

*

Die Preise sind Grundpreise, die mit der jeweiligen Schlüsselzahl zu vervielfachen sind.

Was will die Luther-Gesellschaft?

Die Luther-Gesellschaft will mehr Kenntnis von Luther, mehr Verständnis für Luther, mehr Bekenntnis zu Luther wecken. Ihre Veröffentlichungen sind:
1. Die Zeitschrift „Luther",
2. Das Luther-Jahrbuch,
3. Luther-Flugschriften.

Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an die Geschäftsstelle zu Wittenberg (Bz. Halle).